



BIBLIOTECA  
CENTRALA A  
UNIVERSITAȚII  
DIN  
BUCUREȘTI

Nr. Inv. ~~#408-757.B~~  
Secțiunea IV. 82950  
Raftul 2

*Inv. 4408*

# Kleinasien,

Ein deutsches Kolonisationsfeld.

B235 363

Kolonialwirthschaftliche Studie

von

**Dr. Karl Staerger**

Privatdocent an der Königl. Landwirthschaftlichen Hochschule  
zu Berlin.



**Berlin.**

Verlag von Gergonne & Cie.

1892.

*108011*

C/953

1956

Biblioteca Centrală Universitară  
BUCUREȘTI  
Cota 82 950  
Inventar C110 801

RC 120/01

Alle Rechte vorbehalten.

**B.C.U. Bucuresti**



C110801

Meiner lieben Tante

Helene Kaerger

In Treue und Dankbarkeit

gewidmet.

## V o r w o r t.

---

Der deutsche Patriot, dem es gegeben ist, die Sorgen kommender Jahrhunderte schon in der Gegenwart auf seinem Gemüthe lasten zu fühlen, muß von unendlichen Schmerzen überwältigt werden, wenn er vergebens nach einem Mittel umherspäht, um die ungeheuren Verluste an Menschen- und Kapitalkräften, die Deutschland alljährlich durch die Auswanderung nach angelsächsischen Ländern verliert, in irgend welcher Weise zu verhüten, und diese Millionen von Menschen und Kapitalien irgendwie der Zukunft des Deuththums dienstbar zu machen.

Lange Zeit hatte man auf eine Ablenkung der Auswanderung nach Brasilien seine Hoffnung gesetzt. Aber abgesehen davon, daß diese Ablenkung durchaus nicht gelingen will, muß auch alle Hoffnung für die Zukunft deswegen schon jetzt aufgegeben werden, weil die Natur der Dinge dazu führen wird, den panamerikanischen Bestrebungen in absehbarer Zeit über alle Gegenströmungen zum Siege zu verhelfen, und der dann mit Sicherheit erfolgende brutale Abschluß Ganzamerikas gegen die europäischen Provenienzen alle jene Hoffnungen vernichten wird, die das deutsche Mutterland in die Pflege der wirthschaftlichen und nationalen Beziehungen zu seinen Söhnen in Uebersee, auch wenn mit ihnen keinerlei politische Verbindung besteht, bisher zu setzen noch gewohnt war.

Zwei Landgebiete giebt es nur noch auf dem ganzen Erdenrund, die zur Aufnahme der deutschen Auswanderung fähig sind, und in Bezug auf welche man noch die Hoffnung hegen kann, daß die dort in Zukunft angesiedelten Deutschen ihre Nationalität bewahren und ihre wirthschaftliche Verbindung mit dem Mutterland aufrecht erhalten werden: Südafrika und Vorderasien.

Längst schon war es deshalb mein Wunsch, das uns näher

liegende dieser Gebiete aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die von einer, hinsichtlich des Kapitals und der Leitung im wesentlichen deutschen Gesellschaft in Angriff genommene Erbauung der anatolischen Bahn, die vom Marmara-Meer (Haidar-Pascha, gegenüber Constantinopel) bis ins Herz Kleinasiens, zunächst nach Angora führen soll, und im Sommer 1892 bis Apuköi, zwei Stationen hinter Eskishehr, dem öffentlichen Verkehr übergeben, aber bis Pebi, unweit des Zusammenflusses des Bursak und des Sakkaria bereits befahrbar war, machte die Erfüllung dieses Wunsches bedeutend leichter. Als mir daher im Juli 1892 von einer wohlwollenden Tante die immerhin auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht geringen Reisekosten zur Verfügung gestellt wurden, zögerte ich nicht, eine wenn auch nur kurze Besichtigung des zunächst für eine etwaige Kolonisation in Betracht kommenden Gebietes, nämlich der von der anatolischen Bahn durchzogenen Gegenden vorzunehmen. Freilich, daß die ganze Reise nur 5, der Aufenthalt in der Türkei nur 3 und der im Gebiete der anatolischen Bahn nur 2 Wochen dauern würde, hatte ich bei einer Ueberschlagung meiner Mittel nicht geglaubt, dabei aber außer Acht gelassen, daß jede Reise in Kleinasien außerhalb der Bahnstationen, weil sie nur zu Pferde und in Begleitung mehrerer Personen vorgenommen werden kann, die Reisekosten sogleich ins Ungemessene steigert. Wenn ich trotz alledem in der fast lächerlich kurzen Zeit und bei meiner vollständigen Unfähigkeit mich, außer über die Beschaffung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, in der türkischen Sprache irgendwie zu verständigen, so sehr viel Wissenswerthes erfahren habe und dadurch die wichtigsten Momente für die Bildung eines Urtheils über die Kolonisationsmöglichkeit dieses Gebietes habe zusammentragen können, so verdanke ich das in erster Linie dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Beamten der anatolischen Bahn und der in jenen Gebieten angefahrenen Deutschen. Sie haben mir theils durch ihre Kenntniß der Verhältnisse, theils aber durch Verdolmetschung der von mir mit einheimischen Landwirthen gepflogenen Unterredungen ganz unschätzbare Dienste geleistet. Ihnen allen spreche ich an dieser Stelle meinen aufrichtigsten Dank aus.

Im Folgenden will ich nun versuchen, die Resultate meiner Forschungen kurz zusammenzustellen, wobei ich mich am aus-

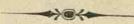
fürhlichsten über den Betrieb und die Rentabilität der gegenwärtigen Landwirtschaft auslassen werde, weil diese beiden Momente die Grundlage für alle etwaigen kolonialisatorischen Vorschläge abgeben müssen. Dabei bin ich weit davon entfernt, eine vollständige wirtschaftliche Monographie des Eisenbahngebietes geben zu wollen. Dazu war mein eigener Aufenthalt viel zu kurz, und die etwaigen Forschungsergebnisse Anderer über diesen Punkt zusammen zu tragen, entspricht nicht meinen wissenschaftlichen Neigungen. Auch wer eine einleitende Beschreibung der natürlichen Verhältnisse des Gebietes sucht, muß auf andere Quellen (insbesondere das große Werk von Tschihatscheff *L'Asie mineure*) verwiesen werden. Jedenfalls möge, wer den folgenden Auseinandersetzungen mit Interesse folgen will, zum mindesten eine Karte in die Hand nehmen, damit er die Lage der hier erwähnten Ortschaften und Flüsse ungefähr kennen lernt und insbesondere darüber sich vergewissert, ob sie in dem mit Mittelmeerklima ausgestatteten Tiefland oder auf dem bedeutend kühleren, im Durchschnitt etwa 600 m über dem Meeresspiegel sich erhebenden Hochlande gelegen sind, da die Verschiedenheit der Klimate beider Gegenden von ausschlaggebender Bedeutung für den ganzen Betrieb der Landwirtschaft ist.

**Dr. Kaerger.**

---

## Inhalt.

---

- I. Die für die Kolonisation wichtigen Momente.
    1. Der Betrieb der Landwirtschaft.
    2. Das Land.
    3. Die Landpreise.
    4. Die Bewohner.
    5. Die Rechtsverhältnisse.
  - II. Die Entscheidung der Frage und die Kolonisationsmethoden.
- 



## I. Die für die Kolonisation wichtigen Momente.

### 1. Der gegenwärtige Landwirtschaftsbetrieb.

Getreide. Der Getreidebau nimmt im landwirtschaftlichen Betriebe Anatoliens weitaus den ersten Rang ein. Wurden doch im Jahre 1891 über 37 000 Tonnen Getreide auf der anatolischen Bahn verfrachtet, während von den übrigen Ausfuhr-  
gütern nur eines einen Umfang von über vier Tausend und nur sieben andere einen solchen über ein aber unter drei Tausend Tonnen erreichten. Von den Getreidearten ist es wiederum der Weizen, dessen Anbau der aller andern weit übertrifft. Die Kultur des Weizens, die wir hier ihrer Wichtigkeit entsprechend am ausführlichsten behandeln wollen, ist auf dem Hochlande und dem Tieflande in manchen Punkten verschieden. Doch soll hier, weil für eine etwaige Kolonisation in erster Linie in Betracht kommend, vor allem die Hochlandskultur in Betracht gezogen, und sollen nur die wichtigsten Abweichungen der Tieflandskultur nebenbei erwähnt werden.

Bevor wir an unsere Aufgabe herantreten, müssen wir uns aber über die in der Türkei im gewöhnlichen Verkehr üblichen Maße — offiziell ist das Meter-system eingeführt — verständigen. Drei von ihnen sind es, die für uns wichtig sind. Die Gewichtseinheit bildet die oka = 1,284 Kilogramm, die in 400 dram zerfällt. Das Hohlmaß bildet das kilé, das  $37\frac{1}{2}$  Liter faßt. Das Flächenmaß ist der donum, der etwa  $\frac{1}{11}$  Hektar (genau 919,30 qm) groß ist. Mit letzterem aber hat es eine eigene Bewandniß, und gerade diese zu kennen, ist die nothwendigste Vorbedingung für das Verständniß aller landwirtschaftlichen Maßverhältnisse in der Türkei. Es giebt zwei Arten von Donum, einen gemessenen und einen geschätzten. Der erstere, der

also in dem oben angegebenen ein für allemal feststehenden Verhältniß zum Hektar steht, kommt nur in Anwendung bei Tieflandskulturen perennirender Gewächse wie den Maulbeerbäumen, Olivenbäumen und Weinreben, aber auch hier wird man sich bei den Angaben der Leute über die Größe einer bestimmten Fläche und ihres Ertrages niemals mit Sicherheit darauf verlassen können, daß man es wirklich mit  $\frac{1}{11}$  Hektar zu thun hat. Gewöhnlich sollen die Leute nämlich, wenn sie überhaupt auf Messungen sich einlassen, nur zwei Seiten eines Grundstücks messen und die gefundenen Zahlen miteinander multipliciren, ohne Rücksicht darauf, ob die Seiten im rechten Winkel aufeinanderstoßen oder nicht.

Völlig rathlos steht man aber den Flächenangaben gegenüber, wenn es sich um Getreide handelt. Hier denkt überhaupt Niemand daran ein Stück Land thatsächlich zu messen, selbst dann nicht, wenn er es verkaufen, verpachten oder an Halbpartner vergeben will. Als Einheitsmaaß für alle Berechnungen wird vielmehr hier diejenige Fläche angenommen, die gewohnheitsgemäß mit einem Rilé Weizen besäet wird. Alle Europäer nun, die ich über diesen Punkt gesprochen, sind darüber einig, daß diese Fläche größer ist, als der gemessene Donum. Nur über den Umfang des Unterschiedes ist man naturgemäß — da nämlich wohl noch Niemand den Ausfaat-Donum mit dem gemessenen thatsächlich verglichen hat — verschiedener Meinung. Einige meinen, der Ausfaat-Donum sei im allgemeinen gleich  $1\frac{1}{2}$  gemessenem Donum, andere schätzen ihn auf  $1\frac{1}{3}$ , andere auf noch weniger. Darüber sind aber ferner die meisten Gewährsmänner einig, daß der Umfang eines Ausfaat-Donum überhaupt nicht ein für allemal feststeht, da die Stärke der Ausfaat je nach den Gewohnheiten und den landwirthschaftlichen Bedürfnissen der verschiedenen Gegenden nicht unbeträchtlich schwankt.

Wenn daher auch über diesen wichtigen Punkt eine für die Kolonisationsfrage recht unvortheilhafte Ungewißheit herrscht, so sind die Angaben über die landwirthschaftlichen Erträge nach einer anderen Seite hin von einer außerordentlichen Genauigkeit. Da nämlich in der Türkei von allen landwirthschaftlichen Erträgen  $11\frac{1}{2}\%$  an den Staat beziehungsweise an die Zehntenpächter abgeliefert werden, so wird jedes überhaupt geerntete Korn —

darüber wacht das Interesse des Pächters — gemessen oder doch so genau abgeschätzt, daß die Irrthumsgrenzen nur sehr gering sein können. Wie viel er im Ganzen geerntet hat, weiß also der Bauer ganz genau. Und da er mit gleicher Genauigkeit auch die Größe seiner Ausfaat kennt, so können wir uns aus seinen Angaben einen Punkt wenigstens mit großer Sicherheit feststellen: das wievielfte Korn seine Felder tragen. Daß seine Angaben nicht absichtlich falsche sind, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen; denn er hat ja nicht das geringste Interesse, solche unwahre Angaben zu machen, da keinerlei Steuer von etwaigen Schätzungen seines Einkommens abhängen sondern der Zehnte von dem thatsächlichen, in jedem Jahr zu messenden Ertrage und die Grundsteuer von dem wirklichen Kaufpreis des Grundstücks nach dem letzten abgeschlossenen Kaufvertrag bezahlt wird. Im übrigen läßt sich ja auch durch die Vergleichung der Angaben mehrerer Gewährsmänner eine genügende Kontrolle ihrer Richtigkeit gewinnen.

Der türkische Landmann kennt wie der unsere eine Winter- und eine Sommerfaat. Erstere, güzlyk genannt, erfolgt auf dem Hochlande im September, im Tieflande dagegen im November und noch später, letztere, jazlyk genannt, auf dem Hochlande im März, im Tieflande schon im Februar. Die Sommerfaat, die stets eine geringere und minderwerthige Ernte liefert, wird jedoch nur insoweit angewandt, als die Zeit zur Bestellung aller Felder im Herbst gemangelt hat, oder die Winterfaat im Frühjahr einen sehr schlechten Stand aufweist. Ein bestimmter Wechsel zwischen beiden Saaten auf demselben Felde wird niemals eingehalten.

Das Umpflügen des Ackers geschieht, wenn möglich gleich nach seiner Aberntung. Man hat sich bis vor kurzem hierzu noch vielfach eines vollständig hölzernen Pfluges bedient. Erst die muhadshirs, die türkischen Flüchtlinge aus den früheren türkischen Provinzen, namentlich aus Ostrumelien, scheinen die eiserne Pflugschaar eingeführt, oder sie doch wenigstens zu allgemeiner Verbreitung gebracht zu haben. Aber auch mit dieser ist der Pflug immerhin noch primitiv genug. Die Pflugschaar ist dreieckig und nach oben gekrümmt, so etwa wie bei der brasilianischen lingua do boi (Ochsenzunge) und ähnlich wie bei unseren Häufelpflügen. In die röhrenförmige Verlängerung ist das runde Stück Holz, welches die Sohle des Pfluges bildet,

direkt eingelassen, so daß beide die gleiche Richtung haben. Diese Sohle ist etwa einen halben Meter lang. An ihrem anderen Ende befindet sich die Sterze, ein leicht gekrümmtes Holz, und auf ihrem Rücken ist der Pflugbaum mittelst eines starken Holzstiftes befestigt. Dieser Pflugbaum ist jedenfalls noch das kunstvollste Stück des ganzen Geräthes. In seinem unteren Theil sich mit der Sohle deckend, erhebt er sich dort, wo die Pflugschaarröhre beginnt, in eleganter Krümmung 50 cm weit in die Höhe, um dann nach nochmaliger Krümmung in leichter Steigung sich nach vorn hin, etwa  $1\frac{1}{2}$  m weit auszustrecken. An seinem Endpunkt wird mit hölzernen Keilen ein kurzes Stück Holz befestigt, an welchem dann, durch die hervortretenden Keile gehalten, mittelst Lederriemen das Joch angebunden wird. Dies besteht aus zwei parallelen Balken, in die senkrecht an zwei Stellen je zwei bewegliche Querbalken eingelassen sind. In die so entstehenden beiden Rahmen kommen die Häupter der Zugthiere und das Gespann ist fertig.

Der größte Fehler, der diesem vorsündfluthlichen Ackergeräth anhaftet, ist meiner Auffassung der, daß der Pflugbaum nicht wie bei uns an der Sterze, sondern an der Sohle befestigt ist. In Folge davon hat der Pflügende das Gefährt absolut nicht in seiner Gewalt, und so kommt es denn, daß am Anfang und am Ende der Furchen ein wüthes Durcheinander von Längs- und Querrinnen, von gepflügtem und ungepflügtem Boden herrscht, und daß die Furchen ganz ungleichmäßig verlaufen. Der zweite Fehler liegt in der direkten Aufschraubung der Schaar auf die Sohle, wodurch ein tiefes Eindringen der Schaar in den Boden sehr erschwert wird. Im Anfang einer Furche, aber meist bis in die Mitte ihrer Länge hinein, muß darum der Pflüger mit einem Bein aus voller Kraft auf die Sohle treten, um die Schaar tief zu halten und erst allmählich kann er mit diesem Druck nachlassen. Natürlich wird hierdurch auch die Tiefe der Furche eine ganz verschiedene. Im Anfang bleibt sie ganz flach, allmählich gelingt es dem Pflüger, die Schaar immer tiefer zu drücken, bis sie so tief ist, daß sie nicht mehr von selbst herauspringt. Gegen das Ende zu läuft die Fläche natürlich aber wieder ganz flach aus. In den von mir bereisten Gegenden machen sich diese Uebelstände um so stärker fühlbar, als dort überall ein Boden mit starkem Lehmgelalt vorherrscht, der

seine Bearbeitung in der trocknen Zeit im August und September an und für sich schon schwierig genug macht.

Im übrigen ist die Art und Qualität der Bestellung eine verschiedene, je nachdem man mit Ochsen oder mit Büffeln arbeitet. Es müssen daher schon an dieser Stelle, die eigentlich in das Gebiet der Viehwirthschaft gehörenden, sehr interessanten Aufschlüsse mitgetheilt werden, die mir über die Eigenschaften dieser Thiergattungen als Arbeitsthier gemacht worden sind.

Gewicht, Nahrungsbedürfniß und Arbeitsleistung des Büffels sind ungefähr doppelt so groß, als die des Ochsen. Er hat vor diesem den weiteren Vorzug, daß er, falls nur etwas Wasser vorhanden ist, in dem er sich baden kann, Krankheiten weniger ausgesetzt ist, als dieser und daß er 25—30 Jahre lang, der Ochs aber nur etwa 10 Jahre lang als Arbeitsthier dienen kann. Die Anschaffung von Büffeln ist um so vortheilhafter, als ihr Kaufwerth nur um  $\frac{1}{3}$  höher ist, als der der Ochsen. (1000—1200 Piafter\*) zu 800 Piafter.)

Das Gewicht beider Thiergattungen ist allerdings im Vergleich zu dem unserer gut gefütterten Thiere nicht groß; bei einem Ochsen soll es im Mittel 150—175 Kilo, bei einem Büffel 330 Kilo betragen.\*\*\*) Doch habe ich selbst von beiden Thiergattungen insbesondere aber von Büffeln Exemplare gesehen, deren Gewicht unbedingt weit höher gewesen ist, als diese Durchschnittszahlen.

Die Fütterung eines Ochsen beträgt für den ganzen Winter — im Sommer wird alles Vieh nur auf der Weide ernährt — 5 Wagen Stroh und Heu und 15 Kilo Gerste und Wicke. Auf einen Büffel wird dagegen das Doppelte gerechnet. Jeder europäische Landwirth wird sofort sehen, daß diese Ernährung eine kärgliche ist und daß ohne Zweifel die Nutzungen beider Thiere durch bessere Fütterung erheblich vermehrt werden könnten.

Die Arbeitsleistung des Büffels ist nun zwar insofern keine größere als die des Ochsen, als er in dem gleichen Zeitraum nicht eine größere Fläche bearbeitet, als jener, wohl aber ist sie eine weit intensivere. Das zeigt sich schon darin, daß, während die Pflugschaar bei einem Ochsenpflug nur  $2\frac{1}{2}$  Oka wiegt, die eines von

\*) Ein Piafter ungefähr =  $18\frac{1}{2}$  Pfennig. 1 Piafter hat 40 Para. 100 Piafter sind ein Pfund türkisch.

\*\*) Die Angaben in Oka sind bei der Umrechnung in Kilo möglichst abgerundet.

Büffeln gezogenen Pfluges ein Gewicht von 7 Oka hat. Mit jener bringt ein guter Pflüger 4 Finger breit in die Erde ein, mit dieser eine Spanne und mehr. Daher kommt es, daß, wer darauf angewiesen ist, sein Feld mit Ochsen zu bestellen, den Acker dreimal — einmal quer — pflügen muß, der Büffelpflüger aber nur eine zweimalige Beackering des Bodens nöthig hat, und daß der Acker, der mit Büffeln bestellt ist, durchschnittlich einen doppelt so hohen Ertrag liefert, als der mit Ochsen bestellte. Diese bei der bindigen Beschaffenheit des Bodens sehr leicht erklärliche Thatsache ist ungemein wichtig, denn sie beweist, wie dankbar auch hier der Boden für eine rationellere Kultur wäre.

In neuerer Zeit haben die aus Ostrumelien ausgewanderten Muhadschirs angefangen, Räderpflüge und Pferdekraft beim ackern zu verwenden, doch sind die damit erzielten Erfolge wohl bessere im Vergleich zum Ochsenpfluge, aber schlechtere im Vergleich zum Büffelpfluge.

Egge und Walze kennt der dortige Bauer nicht; dagegen hat er ein Geräth, das eine Spur von der Wirkung beider Instrumente hat, das sürgü, ein Balken von 2—3 m Länge, in dessen Mitte ein Zugbaum eingelassen ist, und der nach der Ausfaat quer über das beackerte Feld gezogen wird, die Schollen ein wenig zerkleinernd und die lockere Erde etwas andrückend. Ist viel Unkraut im Felde, das, wie ich selbst gesehen, in Folge des mangelhaften Pfluges durchaus nicht alles ausgewurzelt wird, so wird die dischli sürgü angewandt, bei welcher der Balken mit hölzernen Zähnen versehen ist.

Es ist einleuchtend, daß die gegenwärtige Art der Bestellung namentlich im Hinblick auf die Bindigkeit des Bodens eine ungenügende ist. Der deutsche Kolonist würde sicher den Boden besser bearbeiten und sich dabei vor allem besserer Pflüge und der Egge bedienen. Die deutschen Maschinenindustriellen fänden in diesem Falle in den kleinasiatischen Kolonisten sicherlich willige Abnehmer ihrer Produkte.

Bis zur Ernte wird nun auf gewöhnlichem Terrain nichts mehr gethan im Felde. Wo dagegen Bewässerung möglich ist, so wird diese, falls im Frühjahr kein Regen fällt, Anfang März, und wenn nöthig zwei Wochen später noch einmal, ausgeführt. Zur künstlichen Bewässerung werden große Schöpfräder angewandt, die von dem durch sehr einfache und niedrige Dämme

etwas abgestauten Wasser der Flüsse in Bewegung gesetzt werden und das Flußwasser zunächst in ausgehölte schmale, von einfachen Gerüsten gestützte Baumstämme leiten. Aus diesen fließt es sodann in Gräben und von hier aus über die Felder.

Solche Räder werden theils von den anliegenden Landwirthen selbst, theils aber von Unternehmern auf Spekulation errichtet. Sie verpachten dann die Bewässerung mittelst derselben und zwar gegen 20 Piafter jährliche Pacht für jeden zu bewässernden Domm. Die Kosten einer solchen Bewässerungsanlage belaufen sich auf 500—600 türkische Piafter, doch erfordern sie fast jedes Jahr 50—60 Piafter an Reperaturkosten. Manche Unternehmer nehmen auch im Winter die Räder auseinander, um sie vor Schaden und Diebstahl zu schützen, und bauen sie in jedem Sommer von neuem auf.

Im Tieflande wird Getreide selten oder niemals bewässert; im Hochlande kommt es dagegen öfters vor, namentlich in den trockenen, mehr nach dem Innern zu gelegenen Theile Kleinasien.

Eine gleiche Verschiedenheit herrscht bezüglich der Düngung des Getreides. Im Tiefland wird das Getreide niemals gedüngt. Man behauptet, daß der Dünger dem Weizen eher schädlich als nützlich sei, insbesondere eine starke Lagerung desselben herbeiführe. Auf dem Hochlande erkennt man den Werth der Düngung dagegen sehr wohl an und beobachtet dabei nur eine von der europäischen Mistbehandlung ganz verschiedene Methode, die vielleicht gerade am ehesten dazu angethan ist, der Gefahr der Lagerung auf einem fruchtbaren Boden und in einem heißen Klima vorzubeugen.

Diejenige Frage, die ein europäischer Landwirth, der nur seine heimischen Verhältnisse kennt, ganz gewiß zu stellen unterlassen würde, weil er ihre Beantwortung für ganz selbstverständlich hält, die ich aber durch meine brasilianische Thätigkeit als die wichtigste für die subtropische Landwirthschaft kennen gelernt und daher in erster Linie zu stellen nie verabsäumt habe, ist die Frage: Was für Streu bekommt das Vieh in den Ställen? Und wie würde Dunkel Bräsig, den Friedrich Dornburg\*) allein für fähig zur Beurtheilung der dortigen landwirthschaftlichen

\*) In seiner sehr unterhaltend geschriebenen Schrift: Auf deutscher Bahn in Kleinasien. Berlin bei Julius Springer. 1892.

Verhältnisse hält, die Augen aufreißen, wenn er hörte: Man streut im Winter mit dem Sommermist. Das geschieht auf folgende Weise. Den Sommer über wird, wie schon bemerkt, das Vieh ausschließlich durch Weidegang ernährt. Des Nachts aber bleibt es auch in dieser Zeit nicht draußen, um den Viehdieben als willkommene Beute zu dienen, sondern wird in das von Gebäulichkeiten und Mauern vollständig umschlossene Gehöft getrieben, wo es theils im Freien kampirt, theils sich in offenen Schuppen vor etwaigem Unwetter schützen kann. Der Mist und die Jauche nun, die es des Nachts über fallen läßt, trocknen in jener heißen regenlosen Zeit schon am andern Tage völlig auf, und der Mist zerfällt bald in ein feines, trocknes, fast staubförmiges Pulver, das, sobald sich ein Wind erhebt, den Bewohnern des Gehöfts unbarmherzig in Fenster und Lungen hineingeweht wird. Wenn nun gerade einmal nichts zu thun ist, wird dieser Staub, den ich auf einem Landgut den Hof drei Finger stark bedecken sah, zusammengekehrt und unter bedeckte Schuppen gebracht. Manche Landwirthe thun das absichtlich möglichst selten, einmal, weil dann das Vieh ein weiches Lager in dem Mistpulver findet und zweitens, weil dieses sich dann täglich wieder mit den Dungstoffen der Jauche vollsaugen kann. Dieses Mistpulver nun wird dem Vieh im Winter in homöopathischen Gaben in die Ställe gestreut, aus denen es jeden Morgen, wenn es sich einen Tag lang mit Jauche vollgesaugt und mit dem frischen Mist vermischt hat, herausgeworfen wird, und zwar auf manchen Höfen durch die Stallfenster hindurch über die Krippen der Thiere hinweg. Armes Vieh! Den ganzen Winter über bleibt nun der täglich sich mehrende Misthaufen im Freien liegen, und die mächtigen Regengüsse mögen ihre Lust daran finden, seine Nährstoffe nach Möglichkeit aus ihm herauszuspülen. Im Frühjahr kommt er sodann auf das in diesem Jahre zu bedüngende Feld, wo es in einem unbenutzten Winkel in einem Haufen liegen bleibt, bis es im Herbst ausgebreitet und untergepflügt wird.

Das sind die Grundzüge, nach denen überall die Mistbehandlung erfolgt, auch im Tieflande, wo der Mist zur Düngung anderer Kulturen dient. Nur wird hier oft nicht die gleiche Sorgfalt in der Sammlung des Sommermistes und in der Mischung des Wintermistes mit demselben angewandt, wie auf dem Hochland



und dann einfach der frische Mist solange der Luft ausgesetzt, bis auch er ganz kurz und erdig geworden ist. Das dauert aber bei diesem Verfahren viel längere Zeit, so daß man hier, wo man außerdem noch weit ängstlicher auf völlige Zersetzung des Düngers sieht, ihn oft erst nach zweijährigem Liegen in Gebrauch nimmt. In den frischen Mist wird auf dem Hochlande manchmal altes, halbverfaultes Stroh und Heu und anderes Abfallzeug, aber stets nur solches hineingethan, von dem man sicher ist, daß es zu gleicher Zeit wie der Mist zersetzt sein wird. In der Umgegend von Adabazar, einer vom Saccaria durchströmten Gegend des Tieflandes, die sich durch hohe Fruchtbarkeit und starken Getreidebau auszeichnet, kommt es in Folge der großen Menge Stroh, die das Flußschwemmland dort hervorbringt auch vor, daß Stroh in die Ställe gestreut wird. In diesem Falle aber läßt man den Mist 3—4 Jahre liegen, ehe er verwandt wird, weil er erst dann ganz erdig geworden ist.

Diese kleinasiatische Mistbehandlung mag dem deutschen Landwirt zwar nahezu verrückt erscheinen; er würde aber sehr thöricht handeln, wollte er als Kolonist in Kleinasien nun ohne weiteres seine eigene an die Stelle setzen. Fragen wir zunächst, warum streut der türkische Bauer denn nicht seinem Vieh etwas Stroh unter, so würden wir zwei Gründe als Antworten erhalten. Einmal, weil er das Stroh, da seine Wirthschaft an Futterstoffen sehr knapp ist, zur Fütterung des Viehs gebraucht — diesen Grund würde der deutsche Bauer nicht gelten lassen, da er mehr Futterpflanzen anbauen würde, zweitens aber, weil nach dortiger Erfahrung das eingestreute Stroh den Dünger zu hitzig macht und damit das Getreide in seinem Gedeihen im höchsten Grade gefährdet. Der gleiche Grund ist es, der die ganze Tendenz der Mistbehandlung: die Schaffung eines erdigen Compostes bedingt. Gewiß geht hierbei der größte Theil des im Mist steckenden Stickstoffes verloren, aber nur mit diesem Verlust kann sich der Landmann jener heißen und trocknen Gegenden die Möglichkeit einer Düngung der Felder überhaupt erkaufen. Daß die übliche Mistbehandlung auch einen großen Theil der Mineralstoffe vom Regen auswaschen läßt, das allerdings erscheint auch durch die dortigen kleinasiatischen Verhältnisse nicht geboten und ließe sich durch eine Bedachung wenigstens des Wintermistes sehr wohl vermeiden. Was für Aenderungen ein fremder Land-

wirth aber auch bei der Mistbehandlung versuchen möge, stets wird er mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen und wahrscheinlich unter allen Umständen an dem auch sonst in Ländern mit heißem Klima bewährten Princip festhalten müssen: Nicht frischen, sondern vergohrenen Dünger; nicht Mist, sondern Compost.

Ein anderer Grundsatz, der in vielen subtropischen Gegenden gilt: Dünge oft, aber wenig auf einmal findet hier keine Anwendung. Man düngt dasselbe Feld nur alle 8—10 Jahre einmal, bringt dann aber auf jedes Donum regelmäßig 100 Wagen, die etwa je 300 Kilo fassen.

Wäre nun das Donum in Wirklichkeit  $\frac{1}{11}$  Hektar, so gäbe das für den Hektar die riesige Masse von 6600 Centnern, während unser Landmann eine Düngung von 1000 Centnern frischen Mistes, der doch bei weitem nicht so viel Pflanzennährstoffe in dem gleichen Gewicht enthält, wie dieser pulverförmige Compost, schon als eine sehr starke betrachtet. Aber selbst wenn wir das Donum der Wirklichkeit aufs anderthalbfache oder sogar das doppelte des officiellen schätzen, wäre die Masse des auf einmal dem Felde zugeführten Düngers eine unverständlich große. Es ist mir aber mit voller Bestimmtheit die Anzahl von 100 Wagen von zwei türkischen Landwirthen bei Eskischehr als das übliche Maaß einer Donumdüngung bezeichnet worden. Daß der deutsche Bauer auch in diesem Punkte ebenso verfahren sollte, dazu läge nicht die geringste Nöthigung vor; er wird im Gegentheil weit vernünftiger handeln, wenn er statt in jedem zehnten Jahre 100 Wagen, in jedem Jahre nur 10 Wagen den Feldern zuführt.

Der Werth des Düngers wird von den kleinasiatischen Landwirthen so hoch geschätzt, daß sie sich nicht scheuen, unter Umständen ganz beträchtliche Summen Baargeld dafür auszugeben, falls sie glauben, selbst nicht genug produciren zu können. Namentlich sind es die Chane, in welchem die aus dem Innern kommenden Reisenden sich selbst und ihre Last- und Reithiere unterbringen, die mit dem Verkauf des Düngers gute Geschäfte machen. In Eskischehr bezahlt man für einen Wagen Dünger nur 1—3 Piafter, in Adabazar dagegen 5—10 Piafter. Diese Verschiedenheit ließe vielleicht die Möglichkeit zu, daß bei der vorhergehenden Betrachtung über die angewandten Düngermengen

sich ein Fehler eingeschlichen hat, der die unwahrscheinliche Größe dieser Mengen erheblich verringerte. Die Notiz nämlich, daß ein Wagen 300 Kilo Mist fasse, stammt aus Adabasar, aus welchem Ort ich aber, da dort im Tieflande der Dünger nur zu anderen Kulturen als dem Getreide verwandt wird, natürlich auch keine Angaben über die Düngermengen beim Getreidebau haben kann. Letztere stammen vielmehr ausschließlich aus Eskischehr. Aus diesem Umstande möchte man vielleicht schließen, daß in Eskischehr ein Wagen Dünger noch nicht einmal den dritten Theil dessen faßt, was er in Adabasar enthält, da hier der Preis des Düngers mehr wie dreimal so hoch steht. Dieser Schluß würde aber doch ein verfehlter sein. Einmal habe ich nicht bemerkt, daß die Fuhrwerke der Landleute in Eskischehr kleiner sind als die in Adabasar, und ist mir gerade in Eskischehr die Angabe gemacht, daß dort bei Einkäufen eines anderen gleichfalls wagenweise verkauften Artikels, nämlich des Futtergrases, die Wagen unter Einwilligung des Verkäufers gewöhnlich so überladen werden, daß sie ihre Ladung nur eine Strecke weit bringen können, und dieselbe dann abladen müssen, um sie in kleinen Portionen allmählich an Ort und Stelle zu schaffen. Zweitens aber erklärt sich der niedrige Preis des Düngers in Eskischehr genügend aus anderen Umständen. Dort strömen nämlich von allen Seiten, insbesondere von Kutahia und Koniah her eine große Zahl von Karavanen zusammen, so daß das Angebot von Dünger dadurch ein sehr großes wird, und es daher vorkommt, daß Chans, nur um der Räumung ihrer Ställe von Dünger sicher zu sein, ihren ganzen Mist — etwa 600—700 Wagen im Jahre — gegen ein jährliches Bauschquantum von nur 400—500 Piafter verkaufen. In Adabasar dagegen findet ein solcher Zusammenfluß nicht statt, und außerdem sind hier die Preise überhaupt — insbesondere auch die des Grund und Bodens und die des Getreides — weit höher als in Eskischehr.

Die Ernte erfolgt im Tiefland im Mai und Juni, auf dem Hochland im Juli und August. Das Sommergetreide wird nur 2 Wochen später reif, als das Wintergetreide. Geschnitten wird es im Tieflande meistentheils und auf dem Hochlande dann, wenn das Stroh kurz ist, mit der Sichel, sonst mit der Sense. Bis vor kurzem hatten die Bauern nur ihre alten, selbstgefertigten, unglaublich unbeholfenen Instrumente, deren Blatt aus

Diese Regellosigkeit scheint auf den meisten Gütern noch größer zu sein. Nur einige wenige Gepflogenheiten habe ich nach dieser Richtung hin herausbekommen. So bekundete mir ein Landmann, daß er unmittelbar nach der Düngung lieber Gerste als Weizen baue, weil letzterer die starke Düngung nicht so gut verlange. Als eine allgemein beobachtete Regel habe ich ferner konstatiren können, daß, wenn ein Stück Neuland, das bisher etwa nur als Weide gedient hat, in Ackerfeld verwandelt werden soll, es erst ein Jahr lang in schwarzer Brache liegen gelassen wird. Auch wenn bisheriges Ackerland ein Jahr lang ruhen soll, wird es in den meisten Fällen das erste Jahr schon umgebrochen und so ein Jahr lang liegen gelassen. Bewässerbare Ländereien werden selbstverständlich Jahr für Jahr bebaut.

Im Tieflande haben einige Bauern neuerdings versucht, eine Art Fruchtfolge einzuführen, indem sie Melonen und Weizen abwechseln lassen und dabei die ersteren stark düngen. Das geschieht deshalb, weil im Tiefland der Weizen unmittelbar nach vorheriger Düngung mißrät. In der Gegend von Adabazar sollen nach Aussage eines armenischen Seidenkaufmanns, dessen Angaben über die Landwirthschaft sich aber manchmal als unzuverlässig gezeigt haben, die Bauern häufig mit den Kulturen auf denselben Feldern wechseln. Von den Anfängen eines Fruchtwechsels zwischen Mohn und Getreide wird später noch die Rede sein. Noch sei hier ein anderes Verfahren erwähnt, das hin und wieder von den Landwirthen in dem Glauben angewendet wird, dadurch für eine nachfolgende Frucht günstigere Wachstumsbedingungen zu schaffen. Es giebt dort eine Weizenart mit sehr kleinen Aehren, Schafda genannt, die in der Weise abgeerntet wird, daß nur die Aehren mit der Sichel abgeschritten, die Halme aber ein Jahr lang auf dem Felde stehen gelassen werden, um dann untergepflügt zu werden. Hier also findet sich die Ahnung von der Vortheilhaftigkeit einer Art Gründüngung, da dieses Verfahren, wie mir ausdrücklich versichert wurde, einer wirklichen Düngung gleichgeschätzt wird.

Die Einführung einer vernünftigen Fruchtfolge, zu welcher die nöthigen Vorbedingungen durchaus vorhanden sind, dürfte eine der wichtigsten und am leichtesten durchzuführenden Reformen sein, die ein deutscher Kolonist anstreben und mit der er

die Erträge der dortigen Landwirthschaft ganz gewiß erheblich steigern könnte.

Als Durchschnittsertrag werden übereinstimmend 8 bis 10 Kilo vom Donum, als Ertrag auf gedüngtem und gut bearbeitetem Lande bei günstigem Wetter 15—25 Kilo, im Durchschnitt 20 Kilo vom Donum angegeben. Auf bewässertem Boden steigen die Erträge erheblich. Von zwei Seiten wurde mir als das in der Gegend von Eskischehr dabei zu erzielende Maximum 50 Kilo vom Donum angegeben. In ganz schlechten Jahren, d. h. solchen von außergewöhnlicher Trockenheit, sinkt der Ertrag bis auf 3 und 4 Kilo; doch sollen solche Missernten jedes Jahrzehnt nur einmal eintreten. Auf bewässertem Terrain kommen Missernten überhaupt nicht vor, da ihnen die größte Dürre nichts schaden kann.

Wollen wir nun diese Angaben auf die uns geläufigen Maße zurückführen und zunächst von der Fiktion ausgehen, daß der Donum, wie er in den Berechnungen der Bauern figurirt, thatsächlich  $\frac{1}{11}$  Hektar ist, so hätten wir unter der Annahme, daß 1 Kilo (=  $37\frac{1}{2}$  Liter) Weizen 30 Kilo schwer ist, folgende Erträge in Hundnern (100 Kilo) vom Hektar zu verzeichnen:

Missernte . . . . .	9,90—13,20
Durchschnitt . . . . .	26,40—33
Gut gedüngtes und bewässertes Land . . . . .	66
Auf bewässertem Land, Maximum . . . . .	165

Diese Zahlen allein zeigen, daß hier ein Irrthum in Bezug auf den wirklichen Umfang eines Donums vorliegen muß. 33 Hundner vom Hektar werden in den intensiv bewirthschafteten Nübelgütern als ein immerhin hoher Ertrag angesehen, in Wirthschaften mit weniger intensiver Kultur und geringerem Boden aber kaum erreicht. 60 Hundner vom Hektar ist aber wohl das Außerste, was einmal als Ausnahme auf einer besonders ausgewählten Parzelle erzielt worden ist. Daß es aber Erträge von 165 Hundner vom Hektar geben sollte, erscheint wohl einfach physisch unmöglich.

Das Eine aber läßt sich immerhin aus diesen Angaben folgern, daß der dortige Boden ungemein dankbar ist für eine gute Behandlung und daß er bei einer solchen den Landmann mit Erträgen lohnt, wie sie unter deutschem Himmel unbekannt sind.

Die Produktionskosten des Getreidebaus werden wir am besten berechnen können, wenn wir die Arbeitsverfassung auf den größeren Gütern des Hochlandes kennen lernen. Sie bearbeiten meist einen Theil ihres Gutes mit Jahreslöhnern (Befjár) und nehmen sich zur Erntezeit Tagelöhner hinzu, während sie einen andern Theil an sogenannte Ortafschy (Theilhaber) im Halbpartsystem überlassen. Manchmal jedoch ist nur die erstere Arbeitsverfassung auf einem Gute eingeführt; sehr selten nur die zweite.

Der Befjár, meist ein lediger Bursche oder ein verheiratheter Mann, der aus größerer Ferne auf eine Zeit lang hergekommen ist und seine Familie auf einem eigenen kleinen Besitzthum zurückgelassen hat, erhält im Jahre 700—800 Piafter und die Kost, deren Werth auf 300 Piafter veranschlagt wird. Das macht also täglich im Ganzen etwa 3 Piafter, ein Lohn, der sehr viel niedriger ist als der im Tieflande übliche Tagelohn. Hier, wo bei allen Arbeiten die Annahme von Tagelöhnern, oft Wanderarbeitern aus dem Innern des Landes, üblich ist, erhalten diese in der Regel 8 Piafter (ohne die Kost) am Tage.

Auf dem Hochlande erhalten die zeitweise beschäftigten Erntearbeiter meist Naturallohn, und zwar für die ganze Erntezeit 15 Kile Gerste und 15 Kile Weizen. Der Geldwerth dieser Leistung betrug vor Eröffnung der Eisenbahn nach Eskishehr daselbst etwa 285—300 Piafter, würde jetzt aber 900 Piafter betragen. Da während meiner Anwesenheit in Eskishehr Ende Juli 1892 erst die erste Ernte nach der Eröffnung der Eisenbahn im Gange war, hatte man sich noch nicht die einschneidende Veränderung klar gemacht, die dieses Ereigniß für den Werth der Naturalleistung im Gefolge haben muß. Es ist wohl sicher, daß, wenn erst die Bauern für die übrige Ernte ihr Baargeld werden empfangen haben, sie die Naturallohnung aufheben oder wesentlich beschränken werden.

Diese Erntearbeiter werden übrigens nicht von allen Eigenthümern angenommen. Ohne die Beihülfe eines solchen in Anspruch zu nehmen, kann ein Eigenthümer 60—70 Domum mit einem Befjár vollständig bearbeiten lassen.

Die Ortafschy, die meist verheirathete Leute sind, von denen ich aber nicht in Erfahrung habe bringen können, ob ihre Ansetzung etwa auf irgend welchen geschichtlichen Ereignissen oder Entwicklungen beruht und die auch ihrer nationalen Abstam-

mung keinerlei Besonderheiten gegenüber den Besitzern aufweisen, arbeiten unter folgenden Verhältnissen.

Je nach der Größe der Familie oder dem Unternehmungsgeist des Familienhauptes erhält der Ortakschy ein oder zwei Paar Ochsen, und im ersteren Falle 50, im zweiten 100 Dornen zur Bearbeitung; doch werden diese Zahlen manchmal etwas überschritten. Außerdem bekommt er das erforderliche Saatgut geliefert und alles Inventar unentgeltlich geliehen. Den Winter über muß der Herr den ganzen Lebensunterhalt vorschießen und kann sich erst nach der Ernte für seine Vorschüsse bezahlt machen. Mit den ihm überwiesenen Ochsen, für welche er aber verantwortlich ist, darf der Ortakschy sich im Walde Holz holen — es handelt sich hier um die Wälder am Turkmen Dagh, etwa 30—40 km von Eskischehr entfernt — und dieses auf seine Rechnung verkaufen. Für Fremde darf er Tagelöhnerdienste nicht verrichten, muß vielmehr, falls die Arbeiten auf dem ihm überwiesenen Lande ihn nicht drängen, seinem Gutsherrn Arbeitshilfe leisten. Es scheint jedoch, daß diese nur in geringem Umfange in Anspruch genommen wird. Von der Ernte muß der Ortakschy nach Abzug des Zehnten die Hälfte an den Gutsherrn abliefern.

Die Wohnung wird den Ortakschy gleichfalls vom Gutsherrn gestellt. Dieser baut ihnen entweder einzeln kleine Häuschen aus Luftziegeln, mit einem Dach aus Brettern mit Lehm darüber, wie sie in dortiger Gegend üblich sind, oder er legt in seinem Gehöft eine Reihe von Räumen unter einem Dache an und weist jeder Familie einen solchen an. In einem Gehöft, in welchem man ehemals Ortakschy gehalten hatte, habe ich die früheren Wohnungen derselben mir angesehen, und muß sagen, daß ich entsetzt über sie war. Je ein Raum, der noch dazu ganz finstler ist, dient als Wohn- und Schlafraum, als Küche und — als Stall. Ich erinnere mich nicht, in Afrika jemals solche Schweinebuden gesehen zu haben wie hier.

Die Frage, welche Art der Bewirthschaftung des Landes, die durch Bekjars oder die durch Ortakschys, für den Eigenthümer vortheilhafter sei, wird dahin beantwortet, daß das Ausethun des Landes an Ortakschys zwar bequemer, die eigene Bewbauung aber, falls man selbst gut zum Rechten sehe oder aber einen guten Aufseher habe, weit gewinnbringender sei. Denn einmal erhält der Ortakschy an und für sich einen weit größeren

Antheil am Ertrage als der Bekjár und zweitens ist die Arbeit desselben auch weniger produktiv. Ein Ortakdschy bestellt nur 50—60 Donum im Jahre und auch diese so schlecht, daß der Ertrag seines Landes ein viel geringerer ist als der des Herrenlandes. Ein Landmann erzählte mir, daß er von demselben Lande, das er früher an Ortakdschys weggegeben und das unter diesen nur 5 Kilé per Donum getragen hatte, nachdem er es in eigene Bewirthschaftung genommen, 15 Kilé per Donum geerntet habe. Er maß die Schuld an dieser geringeren Ertragsfähigkeit des Ortakdschy-Landes dem Umstande bei, daß die Leute die Ochsen, für die sie verantwortlich seien, die sie aber doch nur sehr mangelhaft fütterten, nach Möglichkeit schonten und daher den Acker schlecht bearbeiteten, daß sie aber mit dem Saatgut, das sie unentgeltlich geliefert erhielten, verschwenderisch umgingen.

Für den Arbeiter selbst ist dagegen das Ortakdschy-Verhältniß sehr viel vortheilhafter als das eines Bekjár, da er im ersteren jährlich doch mehrere Tausend Piafter verdienen kann. Ältere Jahreslöhner werden daher auch nicht selten zur Belohnung für treue Dienste zu Ortakdschys gemacht. Strebsame Ortakdschys, die manchmal wieder Arbeiter als Bekjár's in ihre Dienste nehmen, legen sich hin und wieder so viel zurück, daß sie selbst Eigenthümer werden können. Doch kommt es auch vor, daß das Ortakdschy-Verhältniß sich auf demselben Gute vom Vater auf den Sohn vererbt.

Die Rentabilität des Getreidebaues können wir, auch wenn wir die wirkliche Größe des Donums nicht kennen, mit ziemlicher Sicherheit dadurch berechnen, daß wir die Produktionskosten auf die geernteten Getreidemengen beziehen.

Wenn mit einem Jahresarbeiter, der jährlich 1100 Piafter Kosten verursacht, mindestens 60 Donum bearbeitet werden können und 1 Donum so viel Weizen liefert, daß nach Ablieferung der  $11\frac{1}{2}$  pSt. Zehnten noch 10 Kilé übrig bleiben, so kostet das Kilé Weizen  $\frac{1100}{60 \cdot 10}$  Piafter, also noch nicht ganz 2 Piafter Arbeitslohn. Man wird nicht zu niedrig schätzen, wenn man die Verzinsung für das Land und Inventar für den Donum auf 10 Piafter anschlägt. Die Ausfaat, nämlich 1 Kilé, kostet gegenwärtig 20 Piafter. Auf den geernteten Kilé würde das beides eine



weitere Ausgabe von 3 Pfister machen. Nehmen wir ferner an, daß auf ein Donum im Jahre etwa 10 Wagen Dünger gebracht würden, so würde das beim höchsten Preisstand des letzteren weitere 30 Pfister für den Donum, also 3 Pfister für das Rilé, an Auslagen erfordern. Die gesammten Produktionskosten eines Rilé Weizens würden sich demgemäß auf etwa 8 Pfister belaufen. Der Verkaufspreis eines solchen, der vor Eröffnung der Eisenbahn nur 12—13 Pfister betrug, steht gegenwärtig in Esfischehr auf 20 Pfister, so daß der Reingewinn an einem Rilé 12 Pfister beträgt. Nach unserem Maaße und Gelde berechnet, würde das einen Reingewinn von 7,34 Mark am Hundner bedeuten.

Ein deutscher Bauer also, der auf eigene Rechnung wirthschaftet, aber auch selbst alle Arbeiten verrichten und daher sich mit der Bearbeitung von 60 Donum, also 5—6 ha begnügen würde, könnte außer einem Tagelohn von 1100 Pfister noch einen Reingewinn von  $600 \cdot 12 = 7200$  Pfister machen, im Ganzen also sich einen Verdienst von 9300 Pfister oder etwa 1700 Mark jährlich verschaffen. Freilich würde er in jenem heißen Klima wohl nicht im Stande sein, das gleiche Arbeitsquantum zu leisten, wie die Eingeborenen; dagegen dürfte eine rationellere Bewirthschaftung einer etwas kleineren Fläche als 5—6 ha die gleichen Erträge ergeben, wie sie oben angenommen worden.

Da nun aber die Preise des Grund und Bodens auch nach Donum berechnet werden, so ist es im kolonizatorischen Interesse von Wichtigkeit, auch den Reinertrag eines Donums festzustellen. Das ist nach obiger Rechnung natürlich sehr leicht; es beläuft sich auf  $12 \cdot 10 = 120$  Pfister. Wie groß also auch immer dieses imaginäre Flächenmaaß sein mag, wir wissen von ihm, daß es einen Reinertrag von 120 Pfister = 22,20 Mark liefert.

Von dieser Summe wäre dann noch die Grundsteuer in Abzug zu bringen, die 4 pCt. des Grundstückwerthes, berechnet nach dem letzten Kaufpreise, beträgt.

Sehr viel ungünstiger stellt sich die Rechnung, wenn der Eigenthümer sein Land an Ortafischys überläßt. Gesezt selbst den Fall, sie produziren die gleiche Menge Getreide auf einem Donum wie er selbst, so würde er von diesen 10 Rilé Weizen doch nur 5, also einen Werth von 100 Pfister, erlangen. Von dieser Summe wäre außerdem noch der Werth des Saatgutes

mit 20 Piaſter, die Zinſen für das Land und Inventar mit etwa 10 Piaſter und des Düngers mit 30 Piaſter in Abzug zu bringen, ſo daß ihm ein Reingewinn von 40 Piaſter, alſo nur das Drittel des bei eigener Bewirthſchaftung erzielten Gewinnes bleiben würde.

Je weniger entfernt vom Meere, deſto günſtiger ſtellt ſich natürlich die Rechnung für den Landwirth. So hat in Adabazar das Kilé Weizen einen Werth von 32 Piaſter (vor Eröffnung der Bahn 19—20 Piaſter), wodurch der Reingewinn natürlich erheblich geſteigert wird.

Der Bauer verkauft den Weizen nur an Händler und nicht an Müller, welche letztere excluſiv auf Beſtellung arbeiten. In Eſkiſehir exiſtiren mehrere von Griechen mit griechiſchen Maſchinen eingerichtete, durch Waſſerkraft bewegte Mühlen. Dieſe verlangen für das Mahlen eines Kilé Weizens  $2\frac{1}{2}$ —3 Piaſter und liefern  $16\frac{1}{2}$ —17 Oka Mehl und  $6\frac{1}{2}$ —7 Oka Kleie zurück. Letztere wird, mit heißem Waſſer und Salz angemacht, dem Vieh verfüttert. Der Bauer behauptet übrigens, dadurch benachtheiligt zu werden, daß der Müller dem Korn vor dem Mahlen Waſſer zuſetzt, während der Müller behauptet, dies thun zu müſſen, weil der dort gebaute Weizen ſehr hart ſei.

In kleinen Mühlen, die noch nicht *alla franca* eingerichtet ſind, ſondern *alla turca* mahlen, wird Kleie und Mehl nicht geſondert, und der Müller fordert dann von je 20 Kilé eines als Mahllohn.

Im Hauſhalt wird der Weizen auch in der Weiſe verwendet, daß er angebrüht und in einem Troge durch Stampfen von den Hüſſen befreit wird, ſo daß eine Art Graupen entſteht, die dann in der gleichen Weiſe zubereitet und geſſen werden wie der Reis.

Ueber die Kultur der Gerſte läßt ſich, da ſie der des Weizens faſt in allen Punkten gleich iſt, nicht viel beſonderes ſagen. Sie wird etwas dichter geſäet, wie der Weizen, bringt aber, auf den Donum berechnet, ungeſähr die gleichen Erträge wie jener. Sie wird excluſiv als Viehfutter benutzt und wie es ſcheint, niemals exportirt. Letztere Vermuthung wird beſtätigt durch den Umſtand, daß ihr Anbau ſich nach Eröffnung der Bahn in den aufgeſchloſſenen Gebieten bei weitem nicht in dem Umfange vermehrt hat, wie der des Weizens. Während

in der Station Adabasar die Anzahl der mit Weizen beladenen Eisenbahnwagen von 300 im ersten Jahr auf 700 im zweiten Jahr stieg, vermehrten sich die Gerstenfrachten nur von 150 auf 200 Wagen. Der Preis der Gerste betrug in Adabazar früher 12 jetzt 16, in Eskischehr früher 7—8 jetzt 10 Piaster für das Kilo. Weder ist also der Unterschied zwischen früher und jetzt, noch der zwischen den entfernteren und näheren Orten so groß, wie beim Weizen (Adabasar 19 bezw. 32, Eskischehr 12—13 bezw. 20), und auch das ist aus der Thatsache leicht erklärlich, daß die Gerste fast ausschließlich dem Bedarf im eigenen Lande dient.

Mais wird im Tieflande bedeutend mehr, wie auf dem Hochlande gebaut, woselbst seine Kultur erst von den Tscherkessen und Kumelioten eingeführt worden ist. Er wird entweder in feldmäßigen oder in gartenmäßigen Umfange angebaut. Im ersteren Falle wird das Feld in gewöhnlicher Weise bearbeitet, es werden sodann Flugsfurchen gezogen und in diese die Körner mit der Hand einzeln gelegt. Die Aussaat geschieht im Mai und Juni, die Ernte erfolgt zwei Monat später. Im Tieflande habe ich namentlich in der äußerst fruchtbaren, theilweise waldbestandenen Gegend von Sabandja und Adabazar prachtvolle Maisfelder gesehen, während auf dem Hochlande, namentlich bei Eskischehr, die Gartenkultur des Maises überwiegt. In diesem Falle wird er regelmäßig im Gemenge mit anderen Gewächsen gepflanzt; entweder zwischen Melonen oder zwischen Bohnen oder an die Ränder der Beete oder größeren Gartenparzellen, um zugleich, wie es scheint, als Sonnendämpfer zu wirken. Es werden zu diesem Behufe mit der Hacke Löcher gehackt und in diese einige Samenkörner geworfen. Von den aufgegangenen Pflanzen werden alle bis auf eine ausgerissen. Die Pflanzweite soll nach dortigen Gartenregeln so groß sein, daß kein Blatt einer Pflanze das einer anderen berührt. Da solche Gärten regelmäßig stark gedüngt und bewässert werden, so ist der Ertrag ein erstaunlich großer. Auf einen Donum werden 1—1½ Dka Körner unter die Bohnen oder Melonen gepflanzt, und diese sollen nach einer Angabe aus Eskischehr einen Ertrag von 40 Kilo liefern, wovon jedes 20—22 Dka enthält. Wäre diese Angabe richtig, was ich fast bezweifeln möchte, so würde das einen etwa 800fachen Ertrag bedeuten; lassen wir den vierten Theil als wahr gelten, so wäre

das schon ein ungemein günstiges Verhältniß von Ausfaat und Ernte. In Adabazar wurde mir als Ertrag des Feldmaises 10—15 Kilo angegeben, eine Ziffer, die der Wahrheit sicherlich erheblich näher steht, als die aus Eskischehr, wogegen nicht zu vergessen ist, daß der Gartenmais in Folge von Bewässerung, Düngung und besserer Pflege naturgemäß mehr einbringen muß als der Feldmais.

Die Aberntung des Maises erfolgt in der Weise, daß zuerst die Kolben herausgebroschen, später die trockenen Halme abgesiebt werden, um dem Vieh zerkleinert vorgeworfen zu werden. Die Grünfütterung mit Mais ist unbekannt, ebenso die Benutzung der Körner und der entkörnten Kolben zur Viehfütterung, dagegen werden die Körner, solange sie noch milchig sind, gekocht oder geröstet, von den Mughadschirs und auch von der einheimischen Bevölkerung genossen. Aber nur die ersteren lassen sich die reifen Körner mahlen, um aus dem Mehl in Vermischung mit Weizenmehl Brot zu backen. Die Entkörnung der Kolben erfolgt entweder in der Weise, daß die Kolben in einen Sack gethan, und auf diesen mit Knüppeln gedroschen wird, bis die Körner herausfallen, oder indem man an den scharfen Kanten der an der Unterseite der Dreschschlitten eingeklemmten Feuersteine die Körner herauskrazt. In Adabazar sollen dagegen schon Entkörnungsmaschinen im Gebrauch sein.

Der Preis des Maises hat sich in Adabazar nach Eröffnung der Bahn von 8 auf 10 Piafter der Kilo, gehoben. Die Ausfuhr ist von 400 Wagen im ersten Jahr auf 700 im zweiten gestiegen.

Das Sorghum, Dari, wird in viel geringerem Umfange angebaut, als der Mais, wird aber im übrigen ebenso behandelt wie dieser. Die Ausfaat erfolgt von März bis Mai in der Stärke einer Dka auf das Donum. Auch von dieser Pflanze wird ein sehr hoher Ertrag, wenn sie in Gartenkultur steht, nämlich 30 Kilo zu je 16 Dka auf den Donum angegeben, was einem fast 500fachen Ertrage gleichkommen würde. Außer zu den Zwecken, denen der Mais dient, wird dies Sorghum auch noch, und zwar von den Arnauten, zur häuslichen Bierbrauerei benutzt. In Adabazar ist zwar die Zunahme der Sorghumkultur eine sehr starke, ihr absoluter Umfang aber ein sehr kleiner. Die Verfrachtung ist von 10 auf 20 Wagen gestiegen; der Preis dagegen nur von 9 auf 11 Piafter der Kilo.

Eine steigende Bedeutung gewinnt die Kultur der Kartoffel, die sowohl auf dem Hochlande wie im Tieflande gedeiht, wofelbst sie in größerem Umfange wohl nur in Adabazar, dort aber schon seit 2 Jahrzehnten angebaut wird.

Während die Getreideausfaat in Anatolien etwa um  $\frac{1}{3}$  stärker ist als bei uns, ist die Kartoffelausfaat sehr viel schwächer. Unsere Landwirthe stecken in einen Hektar 1000—2500 Kilo Kartoffeln hinein, in Kleinasien aber pflanzt man auf den Donum nur 24 Oka etwa = 30 Kilo, auf den Hektar also höchstens — wenn wir nämlich den faktischen Donum mit dem gesetzlichen als gleich groß annehmen, — 330 Kilo.

Das Feld wird wie gewöhnlich vorbereitet, wenn möglich aber gedüngt und auf dem Hochlande auch bewässert. Es werden sodann in Abständen von etwa  $\frac{1}{2}$  m Wälle mit dem Pflug hergestellt, und auf den Abhängen derselben — auf den Rämmen wäre es zu trocken für sie — in Entfernungen von etwa 40 cm die Knollen gesteckt. Es geschieht dies auf dem Hochland wie im Tiefland im April; geerntet wird drei Monate später, nachdem in der Zwischenzeit einmal gejätet worden war. Bemerkenswerth ist, daß nicht nur im Tieflande, sondern auch auf dem Hochlande die Kartoffeln sich selbst wieder auspflanzen, indem die bei der Ausbuddelung zurückgebliebenen Knollen den Winter über sich unverfehrt im Boden halten und im Frühjahr frische Triebe bekommen.

Der Ertrag ist im Verhältniß zur Ausfaat ein großer, absolut ist er, unter der Voraussetzung, daß der Donum =  $\frac{1}{11}$  ha ist, dem in unsern Breiten entsprechend. Man erntet 1000 bis 1500, zuweilen sogar 1700 Oka vom Donum, also 128 bis 217 Hundner vom Hektar.

In Adabazar ist die Ausfuhr von 50 auf 70 Wagen, der Preis von 10 Para auf 25 Para per Oka gestiegen.

Von anderen Kulturgewächsen, die sowohl auf dem Hochlande, wie in einzelnen Theilen des Tieflandes, besonders in dem landwirthschaftlich so reich benutzten Gebiet von Adabazar gepflanzt werden, mögen folgende erwähnt, ihrer minderen Bedeutung halber aber nicht ausführlich besprochen werden.

Von Getreidearten werden in geringer Ausdehnung noch angebaut Roggen, Wicken und Hafer. Die Ausfuhr des letzteren von Adabazar ist von 70 auf 200 Wagen, der Preis von 8 auf 14 Piafter pro Kilo gestiegen.

Lein. Wird im Herbst gesäet und im Juni geerntet. Der Körnerertrag beläuft sich auf 6—8 Kilo, der Ertrag an Flachsh auf 50 Dka per Domum. In Adabazar ist der Preis des Leinsamens seit Eröffnung der Bahn gar nicht, die Ausfuhr dagegen von 10 auf 40 Wagen gestiegen. Die gesammte Verfrachtung von Delsamen auf der anatolischen Bahn, zu denen außer Leinsamen noch geringe Quantitäten Sesam und Baumwollsamens zuzählen sind, belief sich 1891 auf 425 Tonnen.

Zwiebeln. Sie können nicht nur durch Zwiebelchen, sondern auch durch Samen fortgepflanzt werden, welches letzteres Verfahren in manchen anderen subtropischen Ländern nicht möglich ist. Die Ausfuhr betrug 1891 141 Tonnen.

Knoblauch. Dieser zeigt die relativ stärkste Steigerung in der Ausfuhr aus Adabazar, nämlich von 5 auf 50 Wagen und ebenso im Preise, nämlich von 1 Piafter auf  $2\frac{1}{4}$  Piafter die Dka.

Im Frachtenverzeichnis der Bahn ist der Knoblauch in der Rubrik: Trockene Gemüse enthalten. Es sind von diesen 1891 2115 Tonnen verfrachtet worden.

Bohnen bilden den wichtigsten Bestandtheil der letztgenannten Rubrik.

In Adabazar sind im ersten Jahr gar keine Bohnen, im zweiten 8 Wagen ausgeführt worden, doch ist ihr Preis nur von 35 auf 40 Para per Dka gestiegen.

Luzerne wird namentlich in der Umgebung von Eskishehr und zwar nur auf bewässerbarem Terrain gebaut. Die Pflanzungen, die ich dort gesehen habe, hatten einen prachtvollen Stand und sie ließen mich die Wahrheit der Behauptung für möglich halten, daß die Luzerne 7 Jahre lang hintereinander trägt, und in jedem Jahre 5—7 Schnitte liefert. Sie wird größtentheils als Pferdefutter benutzt. Im Anfang des Sommers wird für einen Ballen 10 Para gezahlt; späterhin erhält man für die gleiche Summe 5 Ballen. Häufig geschieht es, daß der Eigenthümer eines Luzernfeldes dies verpachtet, besser gesagt, die Ernten eines Jahres im Voraus verkauft. Es wird dann für einen Domum 150—200 Piafter Pacht gezahlt.

Mohn wird zwar vereinzelt auch im Tieflande, zumeist aber auf dem Hochlande gepflanzt, wo seine Kultur wegen des hohen Preises des Opium im Verhältniß zu seinem Gewicht sich

auch noch in den verkehrslosesten Gegenden lohnt. Das Feld wird so bearbeitet wie zur Weizenfaat und im September breitwüßig besät. Auf ein Donum nimmt man etwas mehr wie ein Kile Samen. Kommen die Pflanzen zu dicht auf, so werden sie ausgedünnt. War das Wetter im Herbst sehr trocken, so daß die Pflanzen klein und schwach geblieben sind, so kann es vorkommen, daß sie bei starkem Frost im Winter erfrieren. Im Frühjahr wird mit der Hacke einmal gejätet. Wird der Mohn bewässert, so trägt er zwar reichlicher, aber die Qualität des Samens ist nicht so gut, wie bei unbewässertem. Merkwürdig ist, daß ersterer schwarz, letzterer roth aus der Erde kommt.

Die Opiumgewinnung erfolgt in der bekannten Weise, daß in die grünen Kapseln ringsherum ein Schnitt gemacht und der allmählich herausfließende und erhärtende Milchsaft mit einem Stückchen Holz abgeschabt wird. Unter Zuhülfenahme eines sehr billigen Klebemittels, nämlich der Spucke, wird das Opium sodann zusammengeballt und zu Kugeln geknetet.

Die Ernte des Mohnsamens erfolgt, wenn die Kapseln rappeldürr sind. Sie werden dann mit Steinen zerklöpft und der herausfallende Samen von den beigemengten Kapselstückchen mittelst Durchsieben befreit. Dieser Same wird entweder unearbeitet exportirt, oder aber, nachdem er vorher geröstet worden ist, zunächst auf primitiven hölzernen Walzen und sodann zwischen viereckigen Steinen, in die ein hölzerner Mörser hineingeschraubt wird, behufs Delgewinnung ausgepreßt. Das Mohnöl wird nicht nur als Schmier- und Leucht-, sondern auch als Speiseöl benutzt und namentlich im Innern des Landes soll es Dörfer geben, in denen alle Speisen mit Mohnöl zubereitet werden.

Ein Donum liefert 3 Oka Opium, das mit 80—100 Piafter (früher mit 300 Piafter) bezahlt wird, und 5 Kile Samen, von denen einer 15—20 Piafter gilt. Aus einem Kile Mohnsamen werden 5—6 Oka Del gewonnen; die Rückstände werden an die Kühe verfüttert.

Der Rohertrag eines Mohnfeldes ist also ein sehr hoher. 320—420 Piafter. Voraussetzung aber ist, daß das Feld gut gedüngt ist. Ungedüngter Boden liefert nicht die Hälfte des Ertrages. Dieser Umstand hat einige türkische Bauern dahin gebracht, den Mohnbau zur Anbahnung einer gewissen Fruchtfolge zu benutzen, indem sie anfangen, Mohn mit Getreide, ins-

besondere mit Gerste wechseln zu lassen; ein Verfahren, das entschieden der Beachtung werth ist.

Wasser- und Zuckermelonen werden in großem Umfange unten wie oben angebaut und liefern, auf dem Hochlande aber nur bei künstlicher Bewässerung, reiche und gutbezahlte Ernten. Von einem Donum werden 3—4 Wagen geerntet, von denen einer 40 bis 50 Pfaster einbringt. Der Rohertrag eines Donum würde demnach von 120 bis 200 Pfaster schwanken.

Auch die Kultur anderer Gemüse ist sowohl in Esfischehr wie insbesondere auch im Tieflande am Golf von Ismid sehr verbreitet. In Ismid sind es vornehmlich die gemüseartigen Solaneen: Tomaten, Eierfrucht (Auberginen) und rother Pfeffer, die den größten Theil der dortigen, mit außerordentlicher Sorgfalt gepflegten Gärten einnehmen. Alle dreie und ebenso die Gurken und Melonen werden schon im Januar in warme Mistbeete, die ganz wie die unsrigen eingerichtet sind, ausgefäet und erst im März und April ins freie Land gebracht. Außerdem bauen die Ismider Gärtner noch Kohl, Petersilie, Sellerie, Portulak, Fenchel, Anis, Artischocken, die 6—7 Jahre hintereinander tragen, ferner in großer Menge junge Obstbäume aller Art, mit denen sie häufig die Ränder ihrer Beete einfassen und die sie vornehmlich in die Willengärten am Bosporus mit großem Vortheile verkaufen, und endlich die *Bamia*, eine Art eßbarer *Hibiscus*, die aber von den mir in Afrika und Brasilien bekannt gewordenen sich durch kleinere Stämme und Früchte deutlich unterscheidet.

Besonders bei der letzteren Pflanze, die außerhalb Ismids auf Haïdar Pascha zu in großen Massen gebaut wird, findet eine äußerst sorgsame künstliche Bewässerung statt.

Die Oberfläche der Gartenparzellen, die für die Kultur der *Bamia* bestimmt sind, gleicht fast genau den Waffeln, die auf unsern Jahrmärkten gebacken und feilgeboten werden. Sie ist in ganz kleine, etwa 50 cm lange und 40 cm breite Beetchen eingetheilt, die ringsherum von einem schmalen und niedrigen Erdwall umgeben sind. Zwischen jeder Reihe zieht sich ein schmaler Streifen hin, eine Art Rinne, in den das Wasser geleitet wird. Zuerst wird nun das oberste Beetchen dem zufließenden Wasser dadurch geöffnet, daß in den dem Rinne zunächst liegenden Erdwall eine Lücke gemacht und die dadurch



frei werdende Erde zugleich als Stauungswall für das Wasser des Kinnsteins benutzt wird, so daß dieses in das Beetchen hineinzufließen gezwungen wird. Ist das erste voll, so wird der Wall wieder geschlossen, das Wasser strömt in dem Kinnstein ein Beetende weiter, bis es hier wieder durch eine neue Stauung aufgehalten und in das nächste Beetchen geleitet wird. An vielen Stellen wird das Wasser auch ohne Durchgang durch einen Kinnstein direkt von einem Beetchen in das andere geleitet. Es ist leicht verständlich, daß diese Kulturmethode sehr viel Mühe und Arbeit erfordert und daß daher die Bamia-Kultur von größeren Gärtnern, die mit fremden Leuten arbeiten, als unrentabel angesehen wird. Als die rentabelste gilt die der Eierfrüchte. Diese erfordert zwar auch viel Sorgfalt und insbesondere auch eine reichliche Bewässerung, aber diese letztere erfolgt sozusagen nur selberweise, ist also nicht so mühsam und kostspielig wie bei der Bamia, und außerdem sind die Erträge dieser Pflanze, wovon ich mich selbst überzeugt habe, so ungeheuer reiche und haben einen so guten Preis, daß die aufgewandten Kosten sich reichlich bezahlt machen. Die Bewässerungseinrichtungen sind im Tieflande dieselben wie auf dem Hochlande, nur mit dem Unterschiede, daß im Tiefland die Schöpfräder das Wasser nicht aus Flüssen, die zugleich ihre Bewegung bewirken, sondern aus Brunnen schöpfen und mittels Göpelwerkes bewegt werden.

Außer der Bewässerung, die allen Gemüsepflanzen, mit Ausnahme der Melonen, zu Theil wird, ist es auch eine sehr starke Düngung, die die Gartenkultur des Tieflands, insbesondere die von Ismid, zu einer äußerst intensiven macht.

Die Düngung erfolgt auch hier nur mit ganz verrottetem, erdig gewordenem Mist, aber anders wie auf dem Hochlande, in jedem Jahre von neuem. Man rechnet auf einen Donum 100 Körbe frischen Mistes, die allmählich später auf ein Dritteltheil ihres Gewichtes zusammensinken. Ein Korb trockenen Düngers, der etwa 25 bis 30 Oka schwer ist, kostet in Ismid 5—6 Piafter. Der frische, der regelrechter Weise etwa dreimal so billig sein müßte, kostet jedoch die Hälfte so viel als trockener.

Die Ausfuhr von Gemüse nach Konstantinopel ist keine unbedeutende. Unter der Rubrik frisches Gemüse sind 2662 Tonnen 1891 verfrachtet worden. Einige von den hier erwähnten Pro-

dukten, wie die Tomaten, Melonen und Eierfrüchte, werden aber vielleicht zu den „Früchten“ gerechnet, von denen ungefähr ebensoviel (2682 Tonnen) verfrachtet worden sind. Gegenüber diesen gemüseartigen Früchten, den eingemachten Oliven und den besonders aufgeführten Weintrauben tritt die Ausfuhr an Obst, das vornehmlich vom Golf von Ismid und aus der Gegend von Sabandja kommt, an Menge jedenfalls sehr zurück.

Der Weinstock wird vornehmlich im Tieflande, seit einigen Jahren aber auch mit Erfolg an den südlichen Berghängen des Hochlandes gepflanzt. Ueber seine Kultur habe ich die ausführlichste Auskunft in Grenkoi, insbesondere von einem dort seit 25 Jahren ansässigen Deutschen, Herrn Eckerlin, erhalten, der sich gerade auf dem Gebiet des türkischen Weinbaus besondere Verdienste erworben hat.

Die Rebsorte, welche von den Türken am meisten angebaut und von ihnen Tschauich genannt wird, giebt zwar vorzügliche Tafeltrauben, aber ist für die Weinfabrikation nicht geeignet. Die Armenier und Griechen pflanzen zu diesem Zweck daher andere Rebsorten an, die aber zum größten Theil auch einheimische sind. Nur die beiden Deutschen und einige andere „Franken“, die dort Weinbau treiben, haben europäische und zwar meist französische Sorten eingeführt.

Die gegenwärtige Kultur in Grenkoi und Umgegend wird nun aufs stärkste durch den Umstand beeinflusst, daß vor etwa 12 Jahren die Reblaus daselbst aufgetreten, bald nach ihrem Erscheinen aber durch Einführung und Pfropfung von amerikanischen Reben mit Erfolg bekämpft worden ist. Gerade nach dieser Richtung hin hat Herr Eckerlin sehr erfolgreich gewirkt. Er erhielt zunächst von der dette publique ottomane, die, da sie 15 pCt. vom Werthe aller alkoholischen Getränke bezieht, das lebhafteste Interesse an der Förderung des Weinbaus hat, den Auftrag, mit amerikanischen Reben Anpflanzungen und Pfropfungsversuche zu unternehmen. Später trug auch die Regierung selbst einen Theil der durch diese Versuche entstehenden Kosten und von beiden Faktoren gemeinschaftlich wurde in Grenkoi unter der Leitung des Herrn Eckerlin eine Rebschule gegründet, einmal zum Zweck des Anbaus geeigneter amerikanischer Reben und der Erzeugung von Schnittlingen solcher und zweitens zum Zweck unentgeltlicher Belehrung solcher Weinbauern, die das Pfropfen

der Reben kennen lernen wollten. Die erzeugten Schnittlinge werden unentgeltlich an die Weinbauern abgegeben und ihnen bei Anpflanzung und Pfropfung derselben von Herrn Eckerlin mit eingehenden Rathschlägen an die Hand gegangen. Im letzten Jahre sind 200 000 Schnittlinge gezogen worden, eine Anzahl, die bei weitem nicht hinreicht, um die in jedem Jahr steigende Nachfrage nach solchen zu decken, so daß Andere bereits mit Erfolg angefangen haben, amerikanische Schnittlinge zum Verkauf zu ziehen. Es sind bereits gegen 50 ha mit amerikanischen Reben bepflanzt, die etwa 50—60 Eigenthümern gehören. Auf jeden Eigenthümer kommt somit noch nicht ganz ein Hektar Neupflanzung, was in Anbetracht der großen Kosten, die eine solche verursacht, und mit Rücksicht auf die nicht genügende Menge von Schnittlingen immerhin schon ein ganz guter Erfolg ist.

Nachdem Herr Eckerlin 50—60 amerikanische Rebsorten versuchsweise angepflanzt hatte, ist er zu dem Resultat gekommen, daß drei von ihnen für die dortigen Verhältnisse die geeignetsten sind.

1. Riparia; diese darf aber nicht in allzu kalkhaltigem und sehr unfruchtbarem Boden angepflanzt und es dürfen auf sie nicht die ganz dickholzigen Sorten, wie die einheimische Tschausch gepfropft werden, da sie sich mit ihr schwerer verbinden.

2. Solonis will noch besseren Boden haben als die Riparia, läßt sich aber mit stärkeren Reben verbinden.

3. Rupestris und Hybriden von dieser haben sich am besten bewährt. Sie lassen sich ausgezeichnet pfropfen, zeigen eine tadellose Vegetation und kommen fast ausnahmslos alle auf. Das Verfahren, das bei Neupflanzungen sich als das beste herausgestellt hat, ist folgendes: Zunächst wird im Januar und Februar der ganze Boden 75—80 cm rajolt und dabei natürlich die Wurzeln der durchseuchten Reben, falls es sich um die Verarbeitung eines alten Rebgartens handelt, sorgsam entfernt. Die sofortige Bepflanzung solches von der Reblaus heimgesuchten Terrains hat sich bis jetzt niemals als schädlich erwiesen. Im Februar bis April, in der großen Regenzeit, werden sodann die amerikanischen Schnittlinge gepflanzt und zwar so, daß 6—8 Augen in den Boden, 1—2 außerhalb desselben kommen. Doch hat sich hierbei eine Unterscheidung als wichtig herausgestellt.

Auf ebenem Terrain läßt man die Schnittlinge noch einmal so kurz sein (30 cm) als auf Abhängen (60 cm). Denn da auf letzteren die Bodenwärme bis auf größere Tiefen hinein eine höhere ist, so können die Schnittlinge auch in größerer Tiefe Wurzel schlagen, was natürlich für das Gedeihen des Stockes sehr vortheilhaft ist, während auf ebenem Terrain allzu tief gehende Schnittlinge mangels der nöthigen Wärme manchmal faulen und damit den ganzen Stock gefährden. Als Pflanzweite wurde früher und wird von den Türken noch jetzt eine Entfernung von etwas mehr als 1 m von Stock zu Stock beobachtet — man rechnet auf einen Donum (900 qm) 700 Pflanzen — während Herr Ecklerlin es für vortheilhafter hält, eine Entfernung von 1,50—1,60 m einzuhalten. In der ersten Zeit müssen die Schnittlinge bei trockenem Wetter begossen werden, zum mindesten alle Woche einmal. Im Herbst wird die Pflanzung mit der Gabel, einem zweizölligen Instrument, mit welchem die Erde aufgegraben und nach vorn geworfen wird, umgestochen, während in den kommenden Jahren im Frühjahr die Gabel und später ein- oder zweimal die Hacke zur Vertilgung des Unkrauts angewandt wird.

Im nächsten Frühjahr werden die Reben nach Aufhören der Regenzeit gepfropft. Herr Hertert, ein anderer deutscher Weinbauer in Grenkői, wendet hierbei die sogenannte englische Methode, den Pfropf auf den doppelten Spalt an, bei welchem die Mutterrebe und das Pfropfreis, die ganz gleich dick sein müssen, zweimal gespalten und dann ineinander geklemmt werden, und umgiebt die Pfropfstelle mit einem gespaltenen und ausgehöhlten Korken, der durch Draht zusammen gehalten wird. Herr Ecklerlin nun läßt die Türken, die es von ihm lernen wollen, auf einfachen Spalt pspfen, also so, daß ein Pfropfreis von beliebiger Stärke nur durch einen Spalt mit der Mutterrebe verbunden wird. Er hält das für vortheilhafter, einmal, weil man so nicht an eine bestimmte Stärke des Pfropfreises gebunden ist, und dann sich die zur Pfropfung tauglichsten Theile der Rebe — nach seiner Ansicht das Stück vom 3ten bis 6ten Auge — aussuchen kann, zweitens, weil die einheimischen und die französischen Reben meist stärkerwüchsiger als die amerikanischen sind, sodaß wenn der Pfropfreis nicht schwächer genommen werden kann als die Mutterrebe, diese schließlich zu schwach wird für den Stock

und drittens, weil die Pfropfung auf den doppelten Spalt viel schwerer gut auszuführen ist als die auf dem einfachen.

Diese letztere Methode hat sich jedenfalls auch sehr gut bewährt, da 98 pCt. aller Reben anwachsen und über 90 pCt. schon im ersten Jahre nach der Pfropfung, 13—18 Monate nach der Anpflanzung der Schnittlinge, 1—2 Trauben und im nächsten Jahre eine volle Ernte geben. Diese erstaunliche Raschwüchsigkeit läßt das Pfropfen auf amerikanischen Reben bei Neuanlagen von Rebgärten in jedem Falle, auch wenn es sich nicht um den Kampf gegen die *Phylloxera* handelt, als vortheilhafter erscheinen, als die direkte Anpflanzung, da bei dieser erst im dritten Jahre die ersten Trauben erscheinen.

Gleich nach dem Pfropfen ist es vortheilhaft, Rebpfähle einzusetzen, von denen 1000 Stück für 1 türk. Pfund (100 Piafter) angeboten werden. Man läßt die Rebe an diesem Stocke nicht größer als 1—1½ m werden.

Die Kulturmethode der Türken, die noch nicht zur Anpflanzung von Amerikanern geschritten sind, unterscheidet sich, von dem Pfropfen abgesehen, nur wenig von der hier angegebenen. Nur lassen die Türken häufig die Reben am Boden hinkriechen, weil dadurch die Reife beschleunigt wird, und stellen nur einige Hölzer unter die Reben, damit die Trauben nicht direkt den Boden berühren.

Allgemein werden die Rebgärten gedüngt und zwar die Tschausch-Reben gewöhnlich mit Pferdemiß, weil dieser bewirkt, daß die Trauben eine gelbliche Färbung erhalten und dadurch leichter verkäuflich werden. Für andere Reben ist Kuhmiß vortheilhafter, von denen alle 3 Jahre etwa 30—40 Körbe voll auf den Donum gebracht werden. Ein Korb solchen Düngers kostet in Erenköi 5 Piafter.

Ausnahmslos werden auch die Reben zum Schutze gegen das *Didium* geschwefelt, und zwar gewöhnlich zweimal im Jahre.

Der Ertrag wechselt natürlich sehr, doch rechnet man im Durchschnitt, bei einer Pflanzung von 700 Stück per Donum, auf eine Dka Trauben vom Stock. Seitens der Türken werden diese frisch nach Konstantinopel oder aber an Griechen und Armenier verkauft, die sich gewerbmäßig mit der Weinfabrikation befassen. Rosinen können nicht gemacht werden, weil dazu das Klima nicht heiß genug ist. Hin und wieder kommt es vor, daß der

Saft der Trauben zu einer dickflüssigen Masse eingekocht wird und so ein sehr schwachhaftes Nahrungsmittel bildet, von dem die Oka nur 2 Piafter kostet.

Die Weinfabrikation ist in den meisten Fällen noch eine sehr primitive, in der Hauptsache auf der menschlichen Tretkraft beruhende. Doch wurde mir von einem Griechen in Deridsche, der durchaus mich zum Agenten für seine Weine machen wollte, versichert, daß es nur hübsche junge Mädchen seien, die die Trauben mit ihren frischgewaschenen Füßen austreten. Von Andern wurde mir berichtet, daß die Trauben nicht der Berührung mit den nackten Füßen preisgegeben, sondern in einem Sacke zertreten werden. Doch giebt es auch griechische Fabrikanten, die sich eiserner Pressen, und zwar meist griechischer Herkunft, oder aber im Lande selbst gefertigter hölzerner Pressen bedienen. Manche verbinden das alte und das neue Verfahren, indem sie zuerst die Trauben austreten und dann erst auspressen lassen. Die Trester werden zur Bereitung von Schnaps benutzt, der mit Anis- oder Fenchelkörnern versetzt, unter dem Namen Mastix in der Türkei weit verbreitet ist. Von den Trauben werden 50 bis 60 pCt. des Gewichts an Wein, von den Trestern 6 pCt. an doppelt destillirtem Schnaps gewonnen.

Die Produktionskosten des Weinbaus lassen sich ungefähr wie folgt berechnen.

Das Rajolen eines Donums kommt bei einem Tagelohn von 8 Piafter unter normalen Umständen auf 5 Pfund zu stehen; ist der Boden aber sehr verqueckt, so kann der Preis bis auf's Doppelte steigen.

Mit Schnittlingen bepflanzen kann ein Arbeiter in einem Tage einen Donum. Eine gleich große Fläche kann ein Mann an einem Tage begießen, vorausgesetzt, daß er das Wasser nicht zu weit zu schleppen hat. Es muß zum allermindesten auf ein fünfmaliges Begießen der Pflanzung gerechnet werden, was demgemäß fünf Tagelöhne, also 40 Piafter kosten würde.

Mit der Gabel kann  $\frac{1}{4}$  Donum, mit der Hacke  $\frac{1}{2}$  Donum am Tage bearbeitet werden; da ersteres einmal, letzteres zweimal im Jahre zu geschehen hat, so betragen beide Ausgaben je 32 Piafter.

Für 500 Pfropfreiser, die für einen Donum nöthig sind, müssen 50 Piafter gezahlt werden. Ebensoviele sind zu rechnen

für 500 Schnittlinge, wenn diese nicht mehr unentgeltlich zu beziehen sein werden.

Zum Pfropfen der 500 Reiser braucht ein Mann  $3\frac{1}{3}$  Tag, da er am Tage 150 Pfropfungen ausführen kann, was also etwa 27 Piafter Tagelohn ausmacht.

Für 500 Rebpfähle müssen 50 Piafter gezahlt werden; das Anbinden an dieselben erfordert eine dreitägige Arbeit, also 24 Piafter Tagelohn.

Das zweimalige Schwefeln der 500 Stöcke kostet an Material und Tagelohn zusammen etwa 25 Piafter.

Das Düngen eines Donums kostet nach obiger Angabe alle drei Jahre 150—200 Piafter, in jedem Jahre also 50 bis 66 Piafter.

Das alljährliche Beschneiden der Reben sowie die Weinlese erfordert für jeden Donum einen Arbeitstag.

Danach betragen vom Donum:

I. Die Anlagelkosten und die Betriebskosten bis zur ersten Vollernte:

1. Rajolen . . . . .	500—1000 Piafter,
2. Schnittlinge . . . . .	50 "
3. Pflanzen der Schnittlinge . . . . .	8 "
4. Begießen . . . . .	40 "
5. Gabelarbeit . . . . .	32 "
6. Pfropfreiser . . . . .	50 "
7. Pfropfen . . . . .	27 "
8. Rebpfähle . . . . .	50 "
9. Anbinden . . . . .	24 "
10. Gabelarbeit . . . . .	32 "
11. Zweimaliges Hacken . . . . .	32 "
12. Schwefeln . . . . .	25 "
	<hr/>
	870—1370 Piafter.

Dazu Landpreis, je nach der

Lage . . . . .	200—1600 "
	<hr/>
	1070—2970 Piafter.

II. Betriebskosten vom dritten Jahre:

1. Verzinsung zu 5 pCt. . . . .	50—150 Piafter,
2. Gabelarbeit . . . . .	32 "
3. Zweimaliges Hacken . . . . .	32 "
4. Beschneiden . . . . .	8 "
5. Schwefeln . . . . .	25 "
6. Ernte . . . . .	8 "
	<hr/>
	155—255 Piafter.

Bei der Berechnung der Einnahme müssen wir von derjenigen Verwerthungsart ausgehen, die dem Weinbauer jederzeit offen steht, das ist der Verkauf an die ortsansässigen Händler oder Weinfabrikanten. Diese zahlen für 100 Oka Trauben 60 bis 80 Piafter. Nehmen wir an, daß ein Donum mit 500 Stöcken 600 Oka bringt, so bedeutet das eine Roheinnahme von 360—480 Piafter. Bei den ungünstigsten Produktionsbedingungen und den schlechtesten Preisen hat der Weinbauer also immer noch eine Reineinnahme von 360 minus 255, also 105 Piafter, unter den günstigsten Verhältnissen aber eine solche 480 minus 150, also 330 Piafter vom Donum. Zehnten braucht der Weinbauer, der amerikaniſche Reben angepflanzt hat, in den ersten zehn Jahren nicht zu zahlen und die 15 pCt. an die dette publique zahlt nicht der Weinbauer als solcher, sondern nur insofern er zugleich Weinfabrikant ist. Für ersteren bleiben also nur 4 pCt. vom Kaufpreis des Grundstücks an Steuern zu zahlen übrig. Von dem obigen Reinertrag gehen also noch je nach dem Kaufwerth 8—64 Piafter ab.

Wie überall, so ist also auch hier der Weinbau mehr oder weniger ein Glücksspiel. Wenn er auch unter Umständen 700 bis 800 Mark vom Hektar Reinertrag abwirft, so kann er ebenso gut Verluste bringen. Es braucht nur bei den unter ungünstigen Umständen arbeitenden Weinbergbesitzern eine Ernte von 450 Oka per Donum eintreten, oder es braucht der Preis der Trauben etwas tiefer herabzusinken, so sind seine Auslagen durch die Einnahmen nicht gedeckt. Diese letztere Möglichkeit ist für die Zukunft durchaus vorhanden, da die Preise des Weins in den letzten Jahren eine stark fallende Tendenz zeigen. Während noch vor Kurzem im Großhandel der Hektoliter Wein mit 200 Piafter bezahlt wurde, gilt er jetzt nur noch 150, also in deutschem Geld 27,75 Mark, ein Preis, der in der That für einen so schmackhaften und dabei 10—12 pCt. Alkohol enthaltenden Wein sehr gering ist. Der Grund hierfür liegt darin, daß namentlich in Folge der Bemühungen der dette publique der Weinbau in der europäischen wie in der asiatischen Türkei sehr an Ausdehnung gewonnen hat, der innere Markt für den Wein in Folge der religiösen Vorschriften des Muhamedanismus ein sehr beschränkter ist, der Export aber durch hohe Einfuhrzölle in letzter Zeit außerordentlich behindert ist. Letzteres gilt namentlich für



Frankreich, welches vor der kürzlich eingetretenen Zollerhöhung das beste Absatzgebiet für die rothen türkischen Weine gewesen war, die dort ihres starken Gehaltes an Extraktiv-, namentlich an Gerb- und Farbstoffen halber sehr gern zum Verschnitt der einheimischen Weine genommen wurden. Herr Eckerlin glaubt, daß das lohnendste Absatzgebiet für die Zukunft Indien und andere orientalische Länder werden könnten, falls es gelänge, für die türkischen Weine einheitliche Marken zu schaffen, die ihnen eine ganz bestimmte Werthschätzung im Welthandel gewährleisten.

Wer übrigens in der günstigen Lage ist, den Lokalkonsum versorgen zu können, dadurch daß er für seine Weine bestimmte Abnehmer hat, kann sehr lohnende Preise erzielen. Für gewöhnlichen Landwein werden  $2\frac{1}{2}$  Piafter per Liter, für die Weine aus französischen Trauben aber sogar 5 Piafter und speziell für Medoc 6 Piafter für die Flasche gezahlt.

Vorläufig überwiegt übrigens die Verwerthung der Trauben als Gßtrauben die zur Weinfabrikation bedeutend und bei der starken Nachfrage nach ersteren ist vorderhand auch wohl ein bedeutender Rückgang ihres Preises nicht zu befürchten. Auf der anatolischen Bahn wurden neben 4243 Tonnen Trauben nur 1593 Tonnen Wein verfrachtet.

Unter solchen Verhältnissen — den hohen Traubenpreisen und den fallenden Weinpreisen — leidet am meisten der Weinfabrikant. Bei einem Durchschnittspreise der Trauben von 70 Piafter per 100 Dka und einer Ausbeute von 50 pCt. kostet ihm das Rohmaterial für einen Hektoliter (etwa = 80 Dka) Wein  $\frac{160 \cdot 70}{100} = 112$  Piafter. Bei einer Einnahme von 150 Piafter soll der Unterschied von 38 Piaftern die Herstellungskosten decken, sein Kapital verzinsen und ihm noch einen Unternehmergeinn abwerfen. Letzterer kann, wenn überhaupt vorhanden, sicher nur gering sein. Bedeutend besser steht der Fabrikant sich schon, wenn er eine Ausbeute von 60 pCt. des Traubengewichts zu Stande bringt. Er braucht dann zu einem Hektoliter Wein nicht 160 sondern nur 133 Dka Trauben, die ihm durchschnittlich 93 Piafter kosten und die Differenz zwischen Einnahmen und Ausgaben erhöht sich damit um 19 Piafter zu seinen Gunsten. Wenn irgendwo so muß also in der Türkei der Weinfabrikant auf eine möglichst

vollständige Auspressung der Trauben und darum auf die Anschaffung möglichst guter Pressen bedacht sein. Hier wäre daher ein Gebiet, auf welchem unsere landwirthschaftliche Maschinenindustrie bei einiger Rührigkeit sicherlich große Erfolge erzielen könnte.

Die Seidenzucht steht in der asiatischen Türkei in hoher Blüthe und hat insbesondere große Fortschritte gemacht, seitdem die dette publique, welcher die Einkünfte aus der Besteuerung dieser Kultur zufallen, ihre Förderung sich hat angelegen sein lassen. Auch für diesen Gewerbszweig hat sie, und zwar in Brussa, eine Schule eingerichtet, die schon viel segensreiches gestiftet und insbesondere auch für die Verbreitung der durch die Pasteur'sche Entdeckung gewonnenen Kenntniß, die kranken von den gesunden Eiern zu unterscheiden, eifrig gesorgt hat.

Die Aufzucht der Seidenraupen liegt vorwiegend in der Hand kleiner Besitzer, die nicht in der Lage sind, besondere Räumlichkeiten für die Fütterung der Thiere herzurichten, sondern dies Geschäft in ihren Wohnräumen vollziehen müssen. Da hier die für eine erfolgreiche Aufzucht so nothwendige genaue Regulirung der Temperatur und des Luftzutritts unmöglich ist, so kommt es oft genug vor, daß den Leuten die ganze Brut oder wenigstens ein großer Theil derselben zu Grunde geht. In neuerer Zeit haben aber auch kapitalkräftigere Türken, Armenier und Griechen angefangen, sich mit der Seidenraupenzucht zu befassen und haben zu dieser besondere Gebäulichkeiten errichtet, in denen die Aufzucht der Thiere in rationeller Weise betrieben werden kann. Eine solche Zuchtanstalt kostet, wenn sie für die Brut von 400 gr Eiern eingerichtet ist, 160—200 türkische Pfund.

Die Maulbeerbäume werden zumeist aus Samen in Baumschulen gezogen. Es giebt Kleingrundbesitzer, die aus der Aufzucht von Pflanzenmaterial ein Gewerbe machen. So werden beispielsweise die Bäumchen für die ausgedehnten Pflanzungen in Adabazar alle aus Sabandja gegen einen Preis von 15—30 Piafter das Hundert bezogen. Bei der Verpflanzung wird von manchen Landwirthen ein ähnlicher Unterschied gemacht, wie bei der Weinrebe. Auf Abhängen läßt man das Pflanzbäumchen 50 cm hoch bleiben, in der Ebene schneidet man es bis auf 15—20 cm zurück. Das Pfropfen der Bäumchen mit Pfropfreisern von älteren, besonders starkwüchsigem, blätterreichen Bäumchen

geschieht durchaus nicht allgemein, und wer es thut, der sucht sich hierzu nur eine Anzahl schwächerer Bäumchen aus. Manche nehmen es schon 7 Monate, Manche erst 2 Jahre nach der Anpflanzung vor. Alle Bäume zu pflanzeln gilt als durchaus unrationell, weil die gepflanzten Bäume sehr große und starke Blätter bekommen, und diese den Seidenraupen nur in den letzten 8 Tagen, wo sie eine enorme Gefräßigkeit entwickeln, gut bekommen. Der Maulbeerbaum erfordert, soll er reichliche Blätterernten geben, eine sorgfältige Kultur. Der Boden muß 2—3 mal im Jahre gehackt, und es muß jeder Baum in den ersten 3 Jahren in jedem Jahr, dann alle 4—5 Jahre einmal gedüngt werden. Erst im fünften oder sechsten Jahr bringt er eine volle Ernte, als welche eine solche von 3 Oka Blättern gilt. Man pflanzt die Bäume gegenwärtig in einer Entfernung von 1,50 m, also auf den Donum (900 qm) 400 Stück. Ein Donum liefert demnach 1200 Oka Blätter. Auf 1 gr Eier müssen 40—50 Oka Blätter zur Ernährung der aus ihnen entstehenden Raupen gerechnet werden. Mit der Ernte eines Donum können also die Raupen von 24—30 gr Eiern ernährt und da etwa 3 gr Eier 1 Kilo Kokons geben, ungefähr 8—10 Kilo Kokons erzeugt werden. Für 1 Kilo Kokons erhält der Züchter 110—130 Pfaster, so daß sich die Kokoheinnahme von einem Donum auf 880—1300 Pfaster stellt. Nach der Berechnung eines anderen Gewährsmannes bringt ein Donum nur 800—1000 Pfaster ein.

Vergleichen wir diese Zahlen mit den für den Weizenbau berechneten Einnahmen, so erscheint auf den ersten Blick die Seidenzucht, selbst wenn wir uns die vorläufig noch nicht in Betracht gezogenen Produktionskosten derselben außerordentlich hoch vorstellen, unter allen Umständen rentabler als der Getreidebau. Allein man muß hier wohl unterscheiden, ob der Landwirth alle Arbeiten selbst verrichtet, oder fremde Leute beschäftigt. Ist ersteres der Fall, so dürfte ein Mann nicht wie der Getreidebauer 50—60 sondern höchstens 10—15 Donum bearbeiten können, da ja die dreimalige Hackarbeit mit der Hand verrichtet werden muß. Für die Zeit der Raupenfütterung müßte er aber unbedingt noch fremde Kräfte zu Hülfe nehmen, da bei einer Zucht von 100 gr 25 Tage lang 3 Mann und 15 Tage lang 5 Mann zur Pflege und Fütterung der Thiere nöthig sind. Bei der Kultivirung von 100 Donum, die also die Raupen von

250—300 gr. Ciern ernähren können, müßte er außerdem besondere Räumlichkeiten für die Aufzucht der Thiere einrichten und daher schon aus diesem Grunde ein viel größeres Kapital zur Verfügung haben, als es für den Weizenbau nothwendig ist. Ein zweiter nach derselben Richtung wirkender Umstand ist die Nothwendigkeit, 6 Jahre lang auf die erste Einnahme warten zu müssen, während der Getreidebauer schon im zweiten Jahr unter günstigen Umständen den größten Theil des von ihm aufgewandten Kapitals wieder ersetzt erhalten kann. Für den deutschen Bauer wäre also die Seidenzucht entschieden nicht vortheilhaft. Die türkischen Kleingrundbesitzer begnügen sich in der Regel mit 2—3 Donum Maulbeerpflanzung, die sie dann ebenso wie die Aufzucht der Raupen mit Hülfe ihrer Familie allein besorgen. Die jährliche Roheinnahme einer solchen Familie beträgt dann im Durchschnitt nur 2000—3000 Piaster, also nicht ganz 400—500 Mark, von welcher Summe an baaren Produktionskosten allerdings nur wenig abgehen wird, in der aber der Tagelohn für die ganze Familie mit enthalten ist. Ganz besonders unvortheilhaft aber erscheint die Seidenraupenzucht für den kleinen Mann deswegen, weil er, wie bereits bemerkt, bei ungünstiger, namentlich feucht-kalter Witterung leicht die ganze Einnahme eines Jahres verlieren kann. Diese Unsicherheit der Einnahme hat manchenorts, z. B. in Abdabazar, dazu geführt, daß zur Pflege der Seidenraupen, also auf 40 Tage, hin und wieder Leute unter der Abrede angenommen werden, daß sie für diese Zeit zwar volle Beköstigung, aber keinen Baarlohn, sondern den fünften Theil der Kokons, wenn diese aber verderben, gar keine weitere Entschädigung erhalten.

In weit besserer Lage befindet sich dagegen der Großgrundbesitzer, der gegen das Risiko eines gänzlichen Verlustes sich durch gut eingerichtete Aufzuchtshäuser schützen kann und der auch den Vortheil hat, daß mit wachsender Anzahl der zu pflegenden Raupen die Anzahl der zu ihrer Pflege nöthigen Personen nicht in gleichem Verhältniß steigt.

Der tiefere Grund, warum der Kleingrundbesitz in diesem Falle dem Großgrundbesitz wirthschaftlich nicht gewachsen ist, liegt darin, daß wir es hier mit einer Verquickung von landwirthschaftlicher und gewerblicher Thätigkeit zu thun haben, die von einander zu trennen, volkswirthschaftlich rationeller wäre.

Haben sich die Raupen eingesponnen, so gilt es zunächst, die Thiere zu tödten. Die kleinen Leute thun dies, indem sie die Kokons in die Sonne oder aber in einen gewöhnlichen Ofen legen, größere Besitzer dagegen haben einen einfachen Dämpfungsapparat, in dem die Thiere durch Einwirkung von Dampf getödtet werden. Da nun die an der Sonne oder am Ofen getrockneten Kokons einen Minderwerth von 10—20 Piaſter per Kilo haben, so ziehen es in neuerer Zeit, seitdem der Ankauf von Kokons zwecks Verkauf derselben nach Frankreich begonnen hat, die kleinen Landwirthe vernünftiger Weise vor, die frischen Kokons an diese Kaufleute zu verkaufen, welche ihrerseits dann die Dämpfung in eigenen Apparaten vornehmen. Hier also hat sich schon ein Theil der gewerblichen Thätigkeit von dem Berufe des Landmanns und zwar zum entschiedenen Vortheile des Letzteren abgezweigt.

Nach der Dämpfung werden die Kokons von den Kaufleuten oder den Seidenspinnern auf Stellagen in dünner Schicht etwa drei Wochen lang getrocknet, wobei sie täglich einmal umgewendet werden. Es folgt sodann die Sortirung in gelbe und weiße, harte und weiche, fehlerlose und schlechte Kokons und darauf entweder die Verschickung nach Frankreich oder die Ver-spinnung in den dortigen Seidenspinnereien, von denen in der asiatischen Türkei eine große Anzahl, an der anatolischen Bahn namentlich viele in Adabazar, Köplü und Bileidschik errichtet sind. Diese Spinnereien, die entweder mit Dampf oder durch Wasserkraft getrieben werden, sind alle nach dem gleichen Muster eingerichtet. Von den in heißem Wasser abgebrühten Kokons werden mittelst einer steifen Bürste die Anfänge der Seidenfäden heruntergekratzt und diese sodann mit einem Rade in Verbindung gesetzt, das die Fäden von den Kokons abhaspelt und auf seinem Rande aufhaspelt. Es werden ausschließlich Arbeiterinnen — meist Griechinnen oder Armenierinnen — in den Spinnereien beschäftigt und mit 3—3½ Piaſter am Tage gelohnt. Die Arbeit dauert von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit geringer Unterbrechung zur Mittagszeit.

Diese Löhnung ist außerordentlich niedrig, sowohl im Verhältniß zum Männerlohn (6—8 Piaſter) als auch im Verhältniß zum Werth der Arbeit. Eine Arbeiterin kann am Tage 250 g Seide spinnen, und das Kilo Seide wird mit 43—50 Francs

in Marseille bezahlt, von welchem also nur etwa 3 Francs auf den Arbeitslohn der Spinnerin entfallen. Ein ungleich größerer Procentsatz der Produktionskosten kommt auf das Rohmaterial. Aus einem Kilo Kokons können 600—720 g Seide gesponnen werden, zur Herstellung eines Kilo Seide sind also  $1\frac{1}{3}$ — $1\frac{2}{3}$  Kilo Kokons nöthig, die nach obiger Angabe 24—30 Francs kosten. Immerhin dürfte, da die sonstigen Betriebskosten einer Spinnerei nicht groß sind, dieses Geschäft als ein sehr rentables bezeichnet werden können.

Die abgehaspelten Kokons, die aber immer noch eine gewisse Quantität mit den dortigen Maschinen nicht zu gewinnender Seide enthalten, gehen ebenso wie die fehlerhaften Kokons gleichfalls nach Frankreich, woselbst aus ihnen minderwerthige Gespinnste angefertigt werden. Die durch die Abbürdung gewonnenen, in ein dichtes Knäuel verwickelten Anfänge der Fäden werden in den dortigen Fabriken selbst zu einem minderwerthigen, harten und rauhen Gespinnst verarbeitet, das einen Preis von 7—8 Francs das Kilo erzielt.

Seidenwebereien existiren vornehmlich in Brussa, wo zum Theil ganz prachtvolle Gewebe auf Handwebstühlen angefertigt werden. Der größte Theil der Seide wird aber ins Ausland verkauft. Die Verfrachtung von Kokons und Seide — die beiden Waaren sind leider nicht getrennt aufgeführt — betrug 1891 auf der anatolischen Bahn 175 Tonnen.

Die Kultur der Olivenbäume ist ebenso wie die der Maulbeerbäume auf das Tiefland beschränkt. Sie lieferte 1891 der anatolischen Bahn beträchtliche Mengen eingesalzener Oliven, die aber in den Verfrachtungstabellen nicht gesondert aufgeführt, sondern zur Rubrik Früchte gezählt werden, und 221 Tonnen Olivenöl zur Verfrachtung.

Die Fortpflanzung der Olivenbäume geschieht durch die Wurzelschößlinge, die nahe an den Stämmen älterer Bäume stets in großer Menge emporstießen, oder durch Wildlinge, also junge Pflänzchen, die in den Olivengärten durch Selbstausfaat entstanden sind. Gespripft werden die Olivenbäume selten. Man verseht die Pflänzlinge und überläßt sie dann, nur für Entfernung des Unkrauts sorgend, sich selbst. Im sechsten Jahre erfolgt die erste Bollernte.

Während man die Zwischenpflanzung einjähriger Gewächse

zwischen perennirende, wie insbesondere Weinreben, Maulbeer- oder Olivenbäume, gewöhnlich vermeidet, findet man die letzteren ziemlich häufig in Weinbergen verstreut angepflanzt.

Von einem Baume rechnet man auf eine jährliche Ernte von 10 Oka, doch steigt der Ertrag auch bisweilen auf 15 Oka. Das ist keineswegs ein sehr hoher, da man anderwärts 40 Kilo und unter Umständen bis 75 Kilo vom Baume erntet. Eine sorgfältigere Kultur dürfte daher sicherlich auch den Ertrag der Olivenbäume in Kleinasien bedeutend erhöhen.

Die Oliven werden im Oktober-November, nachdem man sie an den Bäumen hat schwarz werden lassen, abgenommen. Frisch werden sie mit 1 Piafter die Oka an die Händler verkauft, so daß also ein Baum jährlich 10 Piafter einbringt. Da man nun die Bäume in einer Entfernung von 2 m pflanzt, auf den Donum also 225 Pflanzen gehen, so beträgt die Roh-einnahme von einem Donum 2250 Piafter.

Erwägt man nun, daß die Produktionskosten in dieser Kultur nicht sehr hohe sind, so ist es wohl begreiflich, wenn mir ein guter Kenner der dortigen landwirthschaftlichen Verhältnisse erklärte, daß von allen Kulturen die der Oliven bei weitem die einträglichste sei. Jedenfalls ist sie eine der sichersten deshalb, weil ihr durch den starken einheimischen Konsum der Früchte ein ständiger Markt gesichert ist.

Die Zubereitung dieser konservirten Früchte geschieht manchmal einfach in der Weise, daß man die Oliven acht Tage lang in Meerwasser legt. Besser und haltbarer werden sie aber, wenn man sie schichtweise mit Salz in Fässer legt, wobei auf 100 Oka Früchte 15—18 Oka Salz kommen, und so lange darin läßt, bis das Salz verschwunden ist, was etwa in einem Monat der Fall ist. Solche Oliven werden mit 2—2½ Piafter die Oka bezahlt und ihre Herstellung ist daher zweifelsohne ein gutes Geschäft.

Nicht das gleiche läßt sich von der Delbereitung behaupten. Denn da selbst bei Anwendung eiserner Schraubenpressen zur Erzeugung von einer Oka Del 3—4 Oka Oliven gehören, diese aber 3—4 Piafter und das Del nur 5—7½ Piafter werth sind, so bleibt zur Deckung der Fabrikationskosten und zur Erzielung eines Unternehmergewinns unter Umständen, nämlich bei schlechter Ausbeute und niedrigen Delpreisen, nicht viel übrig. Auch hier

waltet daher ein ähnliches Verhältniß ob, wie zwischen Trauben und Wein, und es dürfte daher auch hier sich der Versuch, bessere Maschinen und damit besser Zubereitungsverfahren einzuführen, als lohnend erweisen.

Gegenwärtig werden die Oliven, nachdem sie mindestens drei, sehr harte Sorten aber auch bis zehn Tage nach der Ernte liegen gelassen werden, unter Mühlen mit großen stehenden Mühlsteinen gebracht, die durch einen Pferdegöpel bewegt werden. Dort werden Fruchtfleisch und Kerne zu einer Art Teig zermalm, der, in Säcke aus Ziegenhaaren gefüllt, unter eisernen Schraubendressen ausgepreßt wird. Es werden immer 18 Säcke auf einmal ausgequetscht und um das zu leisten müssen drei kräftige Männer an dem Hebel der Presse arbeiten. Die Rückstände werden mit heißem Wasser — 5 Oka auf einen Sack — angerührt und noch einmal gepreßt, wobei das Wasser von selbst abläuft. Das Del wird sodann in großen Fässern mit heißem Wasser geklärt; die Delsuchen bilden ein sehr geschätztes Heizmaterial.

Die Steinmühlen werden im Lande angefertigt, die eisernen Pressen kommen, da die Delsabrikation fast allein in den Händen von Griechen liegt, ausschließlich aus Griechenland. Daneben sind auch hölzerne Pressen im Gebrauch, die von einheimischen Handwerkern gearbeitet werden. Ihre Verdrängung müßte sich die deutsche Industrie vor allem angelegen sein lassen, da die mit ihnen erzielte Ausbeute naturgemäß eine sehr geringe, die Produktion kaum lohnende ist.

Tabak wird meines Wissens nur im Tieflande angepflanzt, obwohl sein Anbau auch auf dem Hochlande wohl möglich wäre. Verfrachtet wurden 1891 auf der anatolischen Eisenbahn 1984 Tonnen trockener Blätter.

Im Februar erfolgt die Aussaat des Samens auf Mistbeete. Sind die Pflanzen 10 cm hoch, so werden sie ausgepflanzt, und zwar in einer Entfernung von 80 bezw. 30 cm, auf sehr fruchtbarem Lande aber auch in größeren Abständen. Man köpft die Pflanze nicht überall, sondern entfernt manchmal nur eine Anzahl der Blütenstengel. Hervorbrechende Geize werden dagegen stets mit einer Gartenscheere abgeschnitten. Die Ernte erfolgt durch drei- bis viermalige Abblätterungen. Die Blätter werden auf Fäden gezogen und an Gestellen in der Sonne einen Monat lang getrocknet.



In diesem Zustande werden sie an die Regierung verkauft, welche das Monopol der Verarbeitung und des Verkaufs hat. Für 1 Oka zahlt sie je nach der Qualität 7—10 Piafter. Doch wird auch viele Schmuggelwaare verfertigt. Zu diesem Behufe werden die Blätter fermentiren gelassen und dann fein geschnitten. Für die Oka von diesem Tabak bekommt der Bauer bis 20 Piafter.

Man düngt den Tabak sehr gern mit Schafmist, weil dieser ihm ein bei den Türken beliebtes Aroma verleihen soll. Manchmal pfercht man zu diesem Zweck auch Schafe auf Feldern ein, die zum Tabakbau bestimmt sind.

Von einem Donum rechnet man 100—150 Oka trockene Blätter, was eine Roheinnahme von 700—1500 Piafter bedeutet.

Auf dem sehr fruchtbaren Boden in der Nähe von Ismid, wo ich selbst Tabakstauden von 1,50 m Höhe mit Blättern von 60 cm Länge und 30—35 cm Breite gesehen habe, kommen aber in günstigen Jahren Erträge von 200—250 Oka trockener Blätter vom Donum vor. Freilich kostet dort auch ein Donum Landes 40—45 türkische Pfund, so daß die Verzinsung des Grund und Bodens bei einem Zinsfuß von nur 5 pCt. schon 200—225 Piafter per Donum ausmacht. Auch darf nicht vergessen werden, daß der Tabakbau viel Arbeit und Sorgfalt erfordert und darum die Produktionskosten sehr hohe sind. In Ismid ist es Sitte, auf etwa fünf Monate lang Leute zu den Arbeiten im Tabakfeld je einen auf einen Donum anzunehmen und ihnen dann für jeden geernteten Oka trockener Blätter 4 Piafter, also etwa die Hälfte der durchschnittlichen Einnahme als Lohn auszuzahlen. Demnach würde, von besonders günstigen Bodenverhältnissen abgesehen, die Roheinnahme, abzüglich des Arbeitslohnes, sich auf 300—900 Piafter per Donum stellen.

Von Kulturen des Tieflandes, die zu unbedeutend und zu wenig aussichtsreich sind, als daß ihre nähere Besprechung vom Standpunkt des kolonialisatorischen Interesses nöthig erscheint, seien noch erwähnt die des Sesams, der Baumwolle und der Feigen. Für alle drei ist das Klima im Gebiete der anatolischen Bahn nicht heiß genug. Am umfangreichsten ist noch die Kultur der Baumwolle bei Gere und Akhissar, von der 1891 240 Tonnen verfrachtet worden sind. Allein das Produkt ist so minderwerthig

und die geernteten Quantitäten sind so gering — erreicht doch die Baumwollstaude dort oft nicht einmal die Höhe eines halben Meters —, daß ihr Anbau sicher nicht zu empfehlen ist.

Feigenbäume trifft man nur vereinzelt an; ihrem Anbau im Großen steht der Umstand hinderlich im Wege, daß das Klima, ebensowenig wie zur Herstellung von Rosinen, auch nicht zur Trocknung der Feigen heiß genug ist. Drangenbäume bringen in jenen Gegenden überhaupt keine Früchte zur Reife.

Viehzucht wird im Tieflande nur in sehr geringem Umfange betrieben, weil es an genügendem Futter für das Vieh fehlt. Man sollte es kaum glauben, aber es scheint nach den von vielen Seiten übereinstimmend mir gemachten Mittheilungen doch der Fall zu sein, daß in den meisten Fällen das einzige Futter, das das Vieh dort erhält, Getreidestroh ist. Selbst die Möglichkeit, im Sommer das Vieh auf Weiden sich ernähren zu lassen, ist, von einzelnen Gegenden abgesehen, nur ganz vereinzelt vorhanden. Im Gebiet des Sakkaria-Flusses allerdings, insbesondere in der Gegend um Adabazar, giebt es vortreffliche natürliche Wiesen, auf welchen nicht etwa wie sonst oftmals in den Subtropen das Gras nur büschelweise steht, sondern wie bei uns einen dichten Rasen bildet, der mit zahlreichen aus Deutschland uns bekannten Wiesenkräutern durchsetzt ist. Ich habe auf den dortigen Wiesen Minzen, Butterblumen, Gänseblümchen, Korbel, wilde Cichorien, Glockenblumen, Winden und Wicken und vor allem auch rothen Klee wildwachsend angetroffen. Die Rindvieh- und Büffelheerden, die ich auf diesen prachtvollen Wiesen-  
geländen weiden sah, machten denn auch einen sehr gut genährten Eindruck und bewiesen einen so kampflustigen, sicherlich dem guten Futterzustande zuzuschreibenden Uebermuth, daß ich beinahe mein festes Vordringen in ihre Mitte zu bereuen gehabt hätte. Nur dadurch, daß ich im letzten Augenblick durch plötzliches Aufspannen des Regenschirmes ihnen einen heillosen Schrecken einjagte, konnte ich mir das wilde Büffelzeug mit Roth und Mühe vom Leibe halten.

Auf dem Hochlande liegen die Verhältnisse für die Viehzucht ungleich günstiger als für den größten Theil des Tieflandes. Dort giebt es einmal zahlreiche Wiesen, die durch ein natürliches Ninnjal genügende Feuchtigkeit empfangen oder aber durch künstliche Bewässerung in ihrem Ertrage sehr gesteigert

werden können, und es werden zweitens auch außer Stroh noch allershand andere Nahrungsmittel dem Vieh verabreicht. Von März bis September wird das Vieh nur durch Weidegang ernährt, und zwar bis Mitte Juni auf den trockenen Wiesen. Auf den künstlich bewässerten Wiesen wird um diese Zeit das Gras geschnitten, und erst dann darf das Vieh auch diese abweiden.

Eine besondere Sorgfalt bei der Heubereitung wird nicht angewandt, da das Gras sehr schnell trocknet. Sorgloser Weise wird auch das Heu nicht in einem gedeckten Raum, sondern auf den Dächern der Ställe aufbewahrt, wo es, in Pyramidenform aufgeschichtet, dem Regen schutzlos preisgegeben ist. Nur das Strohhäcksel kommt in Schuppen, weil dies, dem Regen ausgesetzt, bald verfaulen würde.

Im Herbst findet das Vieh auch manchmal auf den Stoppelfeldern einige Weide, aber nur dann, wenn es etliche Male tüchtig geregnet hat, da sonst keinerlei Kräutlich dem ausgebrannten Boden entsprießt.

Im Winter erhält das Vieh außer dem Häckselstroh auch Gerste und Wicken, die zusammen geschrotet und mit heißem Wasser angebrüht werden, Kleie, die ebenfalls gebrüht wird, Heu, Luzerne, diese namentlich die Pferde, eine besonders nahrhafte Art von Kürbissen und Mohnkuchen. Natürlich wird es selten vorkommen, daß in einem Stall alle diese Leckerbissen an die Thiere verfüttert werden; die meisten von den letztgenannten sind vielmehr nur als gelegentliche Beigaben anzusehen. Was den Büffeln und dem Rindvieh regelmäßig vorgeworfen wird, ist bereits oben bei einem Vergleich des Nutzens beider Thiergattungen als Zugthiere erwähnt und dabei darauf hingewiesen worden, daß diese Ernährung, namentlich die des Rindviehs, nach unsern Begriffen eine kümmerliche ist. Kein Wunder daher, daß auch die Milchträge der Kühe äußerst spärliche sind.

Eine Rinderkuh giebt je nach der Fütterung 1—3 Oka Milch, aber auch dieses Quantum nur drei Monate lang. Danach hat sie nur noch so wenig Milch, daß blos das Kalb noch trinken kann, ohne welches man, ebenso wie in Brasilien, die Kuh überhaupt nicht zu melken im Stande ist. Sechs Monate nach dem Wurf läßt sie das Kalb nicht mehr zu. Daß die Kühe so sehr viel kürzere Zeit hindurch Milch geben als bei

uns, wo man auf eine zehn Monate lang dauernde Melkung rechnet, liegt nicht nur an der schlechten Ernährung, sondern auch daran, daß die Kuh — namentlich, wenn sie viel Salz geleckt hat — schon neun Tage nach der Geburt, und wenn sie nicht sehr stark ist, doch schon einen Monat nach ihr zum Stier zugelassen wird, während unsere Landleute mindestens zwei Monate damit warten.

Ungleich größere Erträge liefert die Büffelkuh. Diese giebt acht Monate lang Milch, und zwar im Anfang 5—7, später noch  $2\frac{1}{2}$ —3 Dka, und zwar eine Milch, die einen sehr viel höheren Fettgehalt hat als die Kuhmilch. Einer meiner Gewährsmänner behauptete, daß er zu demselben Quantum Butter, zu welchem er 10 Dka Rindskuhmilch nöthig hätte, nur 7 Dka Büffelmilch brauche, ein anderer schätzte den Fettgehalt der letzteren doppelt so hoch wie den der Kuhmilch und ein dritter faßte alle Unterschiede in der Ergiebigkeit der beiden Thiergattungen in Bezug auf das tägliche und jährliche Milchquantum sowohl wie auf den Fettgehalt der Milch dahin zusammen, daß von einer Rindskuh im Jahre etwa 8—10 Dka, von einer Büffelkuh aber 60—70 Dka Butter sich gewinnen ließen.

Diese ungleich größeren Nutzungen der Büffelkuh haben selbstverständlich auch eine höhere Bewerthung derselben zur Folge. Während aber, wie oben mitgetheilt, Büffelzugthiere nur etwa  $\frac{1}{3}$  theurer sind als Ochsen, sind Büffelmilche doppelt so theuer, als Rindermilche, entsprechend der Thatfache, daß die Unterschiede in den Leistungen für den Menschen bei diesen noch größer sind, als bei den Arbeitsthieren. Es kostet eine Rindskuh 350—400 Piafter, eine Büffelkuh aber 700—800 Piafter.

Auch Schafe und Ziegen werden gemolken. Erstere geben  $\frac{1}{8}$ — $\frac{3}{4}$  Dka (150—900 gr) Milch, die schwarzen Ziegen bis eine Dka, die weißen Angoraziegen aber nicht viel mehr als die Schafe. Die Preise beider Thiergattungen sind aber nicht sehr verschieden, weil die Milchgewinnung nicht ihre Hauptnutzung bildet. Ein Mutterthier wird mit 40—50, ein Bock mit 70—80 Piafter bezahlt.

Im höchsten Grade eigenthümlich ist das Verfahren der Buttergewinnung. Die Milch wird in frischem Zustande und ohne vorherige Absonderung des Rahms gekocht, vom Feuer abgenommen und stehen gelassen, bis sie lauwarm geworden ist.

Sodann wird etwas saure Milch hineingethan, die innerhalb 24 Stunden das Gerinnen der ganzen Milch bewirkt. Man salzt darauf die Masse und schüttet sie in einen Sack aus Ziegenhaaren, aus dem die Molken 2—3 Tage lang in einen Trog abtröpfeln. Ist die Masse ganz fest, so wird sie in Wirthschaften, in denen besonders sorgsam verfahren wird, stückweise herausgenommen, in Leintücher gewickelt und 2 Tage lang in wenig Wasser zwecks allmählicher Aufweichung liegen gelassen. Dann erst wird sie in einen großen Trog gebracht und mit vielem und zwar kaltem Wasser vermischt, eine Prozedur, die in anderen Haushaltungen sofort nach der Herausnahme aus dem Sack vorgenommen wird. Ist die Masse nun nicht groß, so wird sie mit den Händen ausgeknetet, größere Mengen dagegen werden — man höre und schaudere — mit den blanken Füßen bearbeitet. Es ist das eine Thatsache, von der die dort lebenden Europäer, auch wenn sie Jahrzehnte lang im Lande sind, nicht die blasseste Ahnung haben, und die sie daher zu bezweifeln sehr geneigt waren. Auch mir wurde sie nicht etwa freiwillig mitgetheilt; erst, als ich beim Anblick der großen Tröge und einer zur Bearbeitung fertigen Masse von großem Umfange in eindringlichster Weise darauf bestand, zu wissen, welcher Hülfsmittel sie sich bei der Bearbeitung so großer und fester Massen bedienten, es von vornherein für unmöglich erklärend, daß hierzu die Kraft der Hände allein ausreiche, plakte einer der umstehenden Knechte mit der Wahrheit heraus. Wieder einmal ein Beweis dafür, auf was für unerwartete und interessante Thatsachen der Wirthschaftsforscher oft stoßen kann, wenn er mit wahrhaft pedantischer Detailkrämerei seine Gewährsmänner so lange mit Fragen zerquält, bis auch der geringfügigste, noch dunkel gebliebene Umstand vollständig aufgehell ist. Nachher, als ich in anderen Wirthschaften ganz unbefangenen darnach fragte, ob sie gleichfalls der Füße sich zum auskneten bedienten, wurde mir diese Frage ohne jede Scheu bejaht.

Durch das Bearbeiten der Milchmasse kommen nun allmählich die Fettkügelchen nach oben, werden mit der Hand abgeschöpft und in ein Gefäß gethan, in dem sie zu einer sehr weichen, recht wenig schwachhaften Butter sich zusammensügen. Manche thun nun noch ein übriges und waschen die Butter mit kaltem Wasser etwas ab.

Der Rückstand bei diesem Verfahren wird gewöhnlich mit den enthülften graupenähnlichen Weizenkörnern vermischt, in kleine Käse geformt, getrocknet und aufbewahrt. Durch überbrühen mit kochendem Wasser wird im Bedarfsfalle aus diesen Käschchen eine sehr beliebte Suppe hergestellt.

Die uns geläufige Butterbereitung, Entrahmung der Milch und Schlagen des Rahmes wird manchmal von den eingewanderten Muhadschirs angewandt. Die alteingesessenen Türken halten dies Verfahren aber für schlechter, einfach deswegen, weil sie den Rahm nicht ordentlich zu bearbeiten verstehen. Ein Butterfaß haben sie nicht, sondern sie schlagen den Rahm mit dem Löffel oder irgend einem anderen Hausgeräth, sodaß dabei immer Sahnkügelchen in der Butter zurückbleiben.

Hier ist wieder ein Punkt, wo der deutsche Kolonist mit Erfolg seine besseren Kenntnisse verwerthen, und wo die deutsche Industrie durch Einführung rationeller Molkereigeräthe sich ein neues Absatzgebiet erobern könnte.

Die Bereitung des Käses ist einfacher. Als Lab werden entweder die Milchreste im Magen noch säugender Lämmchen, die man oft nur zu diesem Zwecke schlachtet oder eine Art Zucker, tschakmak scheker, den ich selbst aber nicht zu Gesicht bekommen habe, und zwar beides in der Weise benutzt, daß es in ein Säckchen gethan und dies in einen Krug mit Wasser gehängt wird. Von diesem Wasser wird dann der Milch, die noch kuhwarm sein oder lauwarm gemacht werden muß, eine Kleinigkeit zugefetzt, was ein sehr schnelles Gerinnen derselben bewirkt. Die Masse wird in gewöhnlicher Weise von den Molken befreit, gesalzen, zerschnitten und meist in ungegohrenem Zustand genossen.

Eine Verwerthung der Kinder und Büffel durch Verkauf an den Schlächter findet nur selten statt, da der Einheimische sein Bedürfniß nach Fleischnahrung durch den Genuß von Schaf-, Ziegen- und Hühnerfleisch zu befriedigen gewohnt ist. Der Geschäftsbericht der anatolischen Eisenbahn von 1891 weist eine Ausfuhr von nur 110 Tonnen Fleisch und von 204 Tonnen Häute und daneben eine solche von 198 Tonnen Geflügel und 789 Tonnen Eiern auf.

Sehr beträchtlich ist dagegen die Woll- und Haarnutzung bei Schafen und Ziegen. Erstere werden entweder einmal oder



zweimal im Jahre geschoren und liefern im ersten Fall einmal 1 Oka, im zweiten Fall jedesmal eine halbe Oka Wolle; allein die doppelte Schur ist deswegen vortheilhafter, weil die Wolle der zweiten Schur mit 12 Piafter per Oka bezahlt wird, während sie sonst nur 6 werth ist.

Die Ziegen werden nur einmal geschoren und liefern dabei  $\frac{1}{2}$ —1 Oka Haare. Die Haare der Angoraziegen werthen 14 bis 15 Piafter, die der schwarzen Ziegen aber nur 4—5 Piafter die Oka.

Die Ausfuhr an Schafwolle und Ziegenhaaren auf der anatolischen Bahn belief sich 1891 auf 2247 Tonnen, von denen eine große Menge tief aus dem Innern, namentlich aus der Umgebung von Angora, hergekommen war.

## 2. Das Land.

Von den großen Strecken Landes, die in Vorderasien besiedlungsfähig sind, habe ich nur einen winzig kleinen Theil gesehen: die Gegenden der anatolischen Bahn, soweit sie Ende Juli 1892 fertiggestellt war, also bis Nebi, kurz hinter dem Zusammenfluß des Pirsak und des Saccaria. Nur über die Kolonisationsfähigkeit dieses Gebietes kann ich aus eigener Anschauung und dann auch nur mit der Reserve urtheilen, die ein ganz flüchtiges Durcheilen des Landes naturgemäß mir auferlegen muß.

Von den Tieflandsgebieten, die die Bahn durchschneidet, ist weitaus der größte Theil in privatem Besitz, dessen Uebertragung auf eine fremde Kolonisationsgesellschaft sich niemals in einem solchen Umfange bewerkstelligen ließe, wie es im Interesse der Schaffung größerer Gemeinden erforderlich wäre. Nur die Gegend von Sabandja und Abdabazar in weiter Ausdehnung sowohl nach dem Schwarzen wie nach dem Marmara-Meere zu, macht hiervon eine Ausnahme. Betrachten wir dieselbe nach den drei für die Kolonisation wichtigsten natürlichen Bedingungen, so sind die Verkehrsverhältnisse ausgezeichnete, die Fruchtbarkeit eine große und das Klima anscheinend nicht so schlecht, daß es eine Besiedelung mit Europäern ausschloße.

Was den ersten Punkt betrifft, so genügt ein Blick auf die Karte und die Linie der anatolischen Eisenbahn, um obige Behauptung zu rechtfertigen. Hinzufügen möchte ich hier

noch, daß wie überall in Kleinasien so auch hier eine etwaige Kolonisation den großen Vorzug vor einer solchen in jüngeren Kulturländern besäße, daß hier allwärts schon Wege und Straßen angelegt sind, die bei dem nunmehrigen Vorhandensein einer Eisenbahn für die Bedürfnisse der Kolonisten auf 50—100 km Entfernung von der Bahn vollauf genügen würden.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist besonders groß in den weiteren Umgebungen des Sabandja-Sees, wie die natürliche, theilweise aus halbhohem Walde bestehende Vegetation und die Maisfelder der in nicht zu großer Anzahl dort angesiedelten Fischerkessen und Lazen das beweisen, und in den Schwemmgewässern des Saccaria, dessen reiche Erträge die Station Adabazar zu einem der bedeutendsten Ausführplätze für landwirthschaftliche Erzeugnisse an der ganzen anatolischen Bahn gemacht haben.

Das Klima gerade dieses Gebietes ist mir von manchen Europäern als besonders schlecht geschildert, in Adabazar selbst ist mir dagegen von Leuten, die dort lange Zeit wohnen, das Gegentheil gesagt worden. Insbesondere haben mir Beamte, die im übrigen von ihrem jetzigen vom großen Verkehr etwas abgelegenen Dienstort nichts weniger als entzückt waren, zugestanden, daß sie sich hier gesünder als an vielen anderen Punkten befänden. Des weiteren hat mir ein früher in Sabandja stationirt gewesener Bahnarzt, der durchaus nicht zum Optimismus neigte, versichert, daß der Gesundheitszustand auf seiner Station sowie in den von ihm besuchten benachbarten Gegenden ein durchaus zufriedenstellender gewesen sei.

Malaria kommt ja auch dort vor, namentlich wenn der Saccaria nach der großen Regenzeit wieder in seine Ufer zurücktritt und an manchen Stellen Wassertümpel zurückläßt, aber diese Fieber sind nicht perniciosöser Natur und hindern keineswegs die Acclimatization und die umentartende Fortpflanzung der Europäer.

Das Uebergangsgelände vom Tiefland zum Hochland ist für die Kolonisation durchaus ungeeignet. Hier machen sich die Folgen ehemaliger Waldverwüstungen mit gesteigerter Wucht geltend. Die vollständig kahlen Höhen und Abhänge sind unfähig, irgendwie erhebliche Quantitäten Regenwasser zu absorbieren. Daher kommt es denn, daß in der Trockenzeit ein großer



Theil der Flüsse eintrocknet, in der Regenzeit aber die Wasser mit solcher Gewalt von den Bergen herabstürzen, daß sie die seit der letzten Regenzeit verwitterten Felspartien herunterreißen und als Geröll in den Thälern ablagern. Diese Thäler selbst sind oftmals nur ganz schmal, so daß die überhaupt kultivirbare Fläche einen äußerst geringen Umfang hat. Bis Köplü hinauf sind in dem von der Eisenbahn durchzogenen Thal des Karasu diese schmalen Kulturstrecken dicht bepflanzt, insbesondere mit Maulbeerbäumen, Weinreben und Obstbäumen. Aber auch auf den Abhängen sind an vielen Stellen Weinpflanzungen mit einem Aufwand von Sorgfalt und Fleiß geschaffen worden, der unsere aufrichtige Bewunderung herausfordert. An ganz abschüssigen Hängen sind Terrassen gebaut, auf die manchmal mit ungeheurer Mühe Ackererde aus der Tiefe hinaufgetragen worden ist und die in jedem Falle die vom Regen von oben abgeschwemmten verwitterten Gesteinsmassen zurückhalten und so die Grundlage für eine ganz dünne Ackerkrume schaffen, auf der aber zu unserem Erstaunen die Weinrebe ganz leidlich gedeiht. Es erscheint an manchen Punkten fast unbegreiflich, wie hier eine Kultur überhaupt möglich ist, da ein Vordringen bis zu den Weinstöcken für ungeübte Kletterer oft mit entschiedener Lebensgefahr verbunden ist. Und doch sind im Thale von Köplü ausgedehnte Berghalden auf diese Weise allmählich mit Weinstöcken bedeckt worden, in der That eine harte Sühne, die hier die Enkel für die Sünden der Vorfäter auf sich genommen haben. Wollten doch alle jungen Kulturländer Abgesandte hierher nach Kleinasien schicken, damit sie mit eigenen Augen die furchtbaren Folgen ehemaliger Waldverwüstungen sehen und die unendlichen Schwierigkeiten kennen lernen möchten, die die Wiedergewinnung dieser kahlen Hänge für die Kultur dem Menschen bereitet. Wahrlich, sie würden sich bald überzeugen lassen, daß die völlige Vernichtung von Berg- und Hügelwäldern eine Sünde an der Menschheit ist, die sich rächt bis ins tausendste und abertausendste Glied.

Selbstverständlich ist es, daß die Theilnahme an so unendlich mühseligen Arbeiten den europäischen Auswanderern niemals angerathen werden darf und daß wir daher von einer Niederlassung in diesen Gegenden vollständig absehen müssen.

Ein ganz anderes Bild bietet die Hochebene dar, etwa von

der Station Inenö an. Hier tritt die Bahn in das breite, fruchtbare und auf weite Strecken ganz ebene, von niedrigen aber auch gänzlich waldlosen Hügelreihen auf beiden Seiten begrenzte Thal des Pirsak ein. An manchen Stellen, nämlich in der Umgebung größerer Ortschaften, wie Inenö, Eskischehr, Apuköi ist es allerdings schon von den eingeborenen Türken kultivirt, aber weite Strecken sind hier gegenwärtig noch völlig unangebaut und daher sicherlich zu einem Preise von 50—100 Piafter per Donum in großen zusammenhängenden Flächen käuflich zu erwerben. Die ganze Thalsohle von Inenö bis Beilik Ahur ist nach meiner Ueberzeugung für eine Besiedelung mit deutschen Auswanderern sehr gut geeignet.

Den Mittelpunkt einer solchen Kolonisation würde die Stadt Eskischehr bilden, wo schon gegenwärtig einige Deutsche, theils, wie der Exporteur des in den weiteren Umgebungen der Stadt gegrabenen Meerschams, Herr Cohn, seit langen Jahren, theils seit Eröffnung der Bahn ihren Wohnsitz haben. Die Stadt ist kommerziell von großer Wichtigkeit, da hier die Karawanenwege aus Konia und Kutahia auf die Bahnlinie stoßen, und da es vermöge seiner geographischen Lage das Bindeglied zwischen dem Tiefland und dem Hochlande, zwischen dem Küstengebiet und dem Innern, zwischen Nord und Süd bildet und nach dem in Aussicht stehenden Bau einer Eisenbahnlinie über Kutahia nach Konia in noch höherem Grade zu bilden berufen ist.

Das Klima Eskischehrs sowie des ganzen Pirsakthales bis Beilik Ahur ist ein entschieden gutes. Selbst in den heißesten Sommertagen, in denen ich mich gerade dort aufgehalten habe, weht fast regelmäßig ein erfrischender Wind, der einen die Hitze nur wenig fühlen läßt.

Fieber kommen im Pirsakthale wohl hin und wieder vor, aber nach dem Zeugniß der dortigen Aerzte und Bahnbeamten auf der Strecke bis Beilik Ahur doch nur verhältnißmäßig selten und niemals solche pernicioser Natur.

Von Leuten, die ich das Gegentheil habe versichern hören, habe ich nachher in Erfahrung gebracht, daß sie nicht hinreichend unterrichtet sein konnten, und daher die verschiedenen Gebiete des Pirsakthales insbesondere die trockenen und die sumpfigen Strecken nicht genügend unterschieden haben oder aber daß sie ein persönliches Interesse daran hatten, die klimatischen Verhält-

nisse möglichst schlecht darzustellen. So insbesondere hörte ich einen deutschen Beamten auf das Dorf, wo er stationirt war, ganz fürchterlich schimpfen, in jeder Hütte seien ein halb Duzend Fieberkranke und es sei überhaupt nicht mehr auszuhalten vor Fieber dort; ganz natürlich, da er von dieser kleinen Station, die ihm kaum des Lebens Nothdurft, geschweige denn irgend welche Genüsse darbieten konnte, gar zu gern in das angenehmere Eskisbahr versetzt worden wäre. Sein eigenes, von röthlicher Gesundheit strogendes Gesicht strafte ihn aber, wenigstens bezüglich seines eigenen Gesundheitszustandes gründlich Lügen.

Von Beilik Ahur ab allerdings soll das Klima recht ungesund und die Fieber sehr häufig, zuweilen auch perniciosöser Natur sein. Die Ursache hiervon liegt in den Sümpfen, die in der Thalsohle der Purjak sich dort auf weite Strecken hin ausdehnen. Die Sümpfe, die sich von Beilik Ahur 14 km weit erstrecken, wären allerdings vielleicht mit geringen Kosten zu beseitigen. Denn diese sind nur dadurch entstanden, daß die Ufer des Purjak dort höher sind als das angrenzende Land, und daß daher das in der großen Regenzeit übergetretene Wasser nicht wieder in den Fluß zurücktreten kann. Verschafft man ihm diese Möglichkeit durch Ziehung von Quergräben zum Fluß hin, so würden auch die Sümpfe bald verschwunden sein.

Schlimmer aber sieht es mit den Sumpfbildungen aus, die weiterhin oft die ganze Thalweite einnehmen. Diese sind augenscheinlich durch den Umstand verursacht, daß hier der Purjak so gut wie gar kein Gefälle hat. Folge davon ist, daß das Grundwasser bis dicht unter die Oberfläche der Erde tritt. Wo ein Stück Boden an der Bahn zu Bauzwecken ausgehoben ist, da hat sich das so entstandene Bassin sofort auch fast bis obenhin mit Wasser gefüllt; das ganze Erdreich ist dort mit Wasser durchtränkt, wie ein vollgefogener Schwamm. Diese Gegenden sind denn auch die wahren Fieberhöllen, in denen während des Bahnbaus regelmäßig über die Hälfte aller Arbeiter fieberkrank darniederlagen. Die Entsumpfung dieses Terrains würde wohl mit so großen Kosten verbunden sein, daß sie in absehbarer Zeit kaum in Angriff genommen werden dürfte. Späterhin, etwa von Bischer an, wird das Thal wieder trocken und gesund; doch sind dies Gegenden, deren Besiedelung, ihrer größeren Entfernung vom Weltmarkt halber, erst später ins Auge gefaßt werden könnte.

Die Fruchtbarkeit des Bursakthales ist eine große und sie wird bei Anwendung künstlicher Bewässerung, die zu beiden Seiten des Flusses auf große Entfernungen hin mit geringen Kosten ausführbar ist, zu einer geradezu kolossalen.

Ein anderes, zur Kolonisation sich eignendes Gebiet ist das Hügelland zwischen Eskischehr und Kutahia, das ich durch mehrfache Fußwanderungen und einen längeren Ritt bis zu einer Entfernung von etwa 30—35 km von Eskischehr aus in Augenschein genommen habe. Das Flußthal des dieses Gebiet durchströmenden Bursak zwar ist an den meisten Stellen so eng, daß für eine ausgedehnte Besiedelung kein Raum vorhanden ist. Wohl aber könnten die äußerst fruchtbaren Wiesen, die sich in der Thalsohle hinziehen, wie das auch jetzt schon vielfach geschieht, von den Bewohnern des oberen Landes durch abmähen und Weidegang des Viehs sehr gut verwerthet werden.

Das hochgelegene Land selbst ist eine von Hügelreihen durchsetzte, wellige Hochebene. Auf den Kämmen und Abhängen der Hügel finden sich aber meistentheils hier so viele Steine, daß sie zur Ackerkultur untauglich wären. In den Senkungen dagegen ist der Ackerbau durchaus möglich und wird auch an vielen Stellen mit Erfolg betrieben, wenn auch das Land daselbst bei weitem nicht die gleiche Ertragsfähigkeit haben dürfte, wie das des Bursakthales. Bemerkenswerth aber ist, daß das Grundwasser in den Senkungen sehr gut nicht nur für den Haushalt der Kolonisten, sondern auch zu künstlichen Bewässerungen benutzt werden könnte, da es, wie ich an mehreren Brunnen habe beobachten können, nur 2—3 m unterhalb der Erdoberfläche steht. Auch der Schutz, den die Hügelreihen den in den Senkungen befindlichen Gebäuden und Feldern vor den Stürmengewährt, ist als ein günstiges Moment hervorzuheben.

Um den landwirthschaftlichen Sachverständigen einen Anhaltspunkt für die Beurtheilung der Bodenfruchtbarkeit in denjenigen Landstrecken zu geben, die für eine etwaige Kolonisation in Betracht kommen, habe ich einige Bodenproben mitgenommen, die in der landwirthschaftlichen Hochschule zu Berlin im Laboratorium des Herrn Prof. Dr. Orth von Herrn Dr. Berju auf ihre wichtigsten chemischen Bestandtheile untersucht worden sind, wofür ich hierdurch meinen verbindlichsten Dank abstatte.

Der Boden des Puraakthales, von welchem ich in der Nähe von Apuköi ein Stück aufgenommen habe, ist außergewöhnlich reich an Kalk (8,71 %) und Kali (0,61 %) und reich an Stickstoff (0,14 %) und Phosphorsäure (0,13 %) und kann auf Grund dieser Analyse als das bewerthet werden, wofür ich ihn als praktischer Bodenkennner auch sofort taxirt habe, nämlich als sehr fruchtbarer Boden.

Nicht ganz so gut, aber immer noch als ein nährstoffreicher Boden stellt sich der rothe Boden auf der Hochfläche zwischen Eskischehr und Kutahia dar. Er enthält 5,64 % Kalk, 0,22 % Kali, 0,041 % Phosphorsäure und 0,15 % Stickstoff. Von diesem Boden habe ich auch aus dem Untergrund in einer Tiefe von etwa einem Meter eine Probe entnommen, die folgende Zusammensetzung aufwies: Kalk 4,94 %, Kali 0,20 %, Phosphorsäure 0,034 %, Stickstoff 0,077 %. Der Unterschied zwischen Untergrund und Obergrund ist aus der Anreicherung zu erklären, die in Folge der wilden, niemals abgeernteten Vegetation in der Oberkrume entstanden sind. Besonders auffallend ist der verschieden hohe Stickstoffgehalt in beiden Böden, wiederum eine glänzende Rechtfertigung der Annahme, daß in den wärmeren Erdstrichen der Boden einen weit höheren Stickstoffzufluß aus der Luft erhält, wie in den Kulturländern.\*)

Eine auf derselben Hochfläche aufgenommene Probe eines graugefärbten Bodens zeigt einen ungewöhnlich hohen Stickstoffgehalt (0,21 %), aber einen im Vergleich zu den anderen Böden geringen, doch immerhin noch durchaus genügenden Kalkgehalt (1,68 %). Sein Gehalt an Phosphorsäure ist etwas höher, als der des rothen Bodens, er beträgt 0,047 %.

### 3. Die Landpreise.

Niedrige Landpreise werden als eine der wesentlichsten Vorbedingungen für eine erfolgreiche Kolonisation angesehen. Sie sind es ohne Zweifel dann, wenn es sich, wie etwa im fernen Westen Nordamerikas, um die unmorganierte Selbstsiedelung wenig bemittelter Auswanderer handelt. Eine organisierte staatliche oder gesellschaftliche Kolonisation kann aber auch dann mit Erfolg betrieben werden, wenn sie Landpreise zahlen und fordern kann,

\*) Vgl. Wohltmann, die natürlichen Faktoren der tropischen Agrikultur. S. 114 ff.

die zwar absolut hoch, im Verhältniß zu den Erträgen der Landwirthschaft aber niedrig sind. Denn in diesem Falle können dem Kolonisten die ihm fehlenden Kapitalien vom Kolonifator unbedenklich vorgeschossen werden, vorausgesetzt, daß der Strom der Einwanderer ein stetiger ist und der Kolonifator daher sicher ist, das ihm verpfändete Land im Nichtzahlungsfall an nachkommende Kolonisten wieder, und zwar womöglich zu einem höheren Preise als an den ersten Kolonisten, verkaufen zu können.

In Kleinasien nun giebt es große Strecken Landes, die dem Staate gehörig, von diesem umsonst, aber unter gewissen einschränkenden Bedingungen an Kolonisten ausgethan werden.

Von dieser Möglichkeit wollen wir vorläufig einmal absehen und annehmen, daß das Land von Privaten oder aber vom Staat ohne die einschränkenden Bedingungen, dann aber zu den gleichen Preisen gekauft werden müsse, wie gleichwerthiges Privatland.

Die Preise, welche gegenwärtig an Private für Grund und Boden bezahlt werden, sind naturgemäß sehr verschieden. In der Nähe von Konstantinopel, also in den Umgebungen der ersten Stationen der anatolischen Bahn, werden Preise gezahlt, die nur durch den dort immer zunehmenden Villenbau gerechtfertigt sind. Für die Kolonisation kommen diese Gegenden daher nicht in Betracht.

In der Gegend von Deridsche am Golf von Ismid, woselbst der Oliven- und Weinbau vorherrscht, soll das Donum unbebauten Landes 200—300, in günstiger Lage aber 1000 bis 1500 Piafter kosten.

Sehr viel höhere Preise werden bei Ismid bezahlt. In der Nähe der Stadt kostet der Donum 4000—4500, in einiger Entfernung von ihr 1000—1500 Piafter.

Die Preise der Gegend von Adabazar werden dadurch bestimmt, daß die Stadt etwa 10 km von der Station entfernt liegt. Die Preise sind in der Nähe der Stadt selbst am höchsten, nehmen in der Richtung auf die Station hin ab, in deren unmittelbarer Nähe aber wieder etwas zu. In der Nähe der Stadt soll ein mit Maulbeerbäumen bepflanztter Donum 2000, ein unkultivirter 800—1000 Piafter kosten; die Preise sinken dann aber bis auf 100—200 Piafter, um bei der Station auf etwa 400 zu steigen.

Auf dem Hochlande ist das wichtigste Bestimmungsmoment für die Höhe des Preises die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Bewässerung des Terrains. Bewässerbares hat unter sonst gleichen Verhältnissen einen 10—15 Mal höheren Werth als ein unbewässerbares. Die äußersten, auch durch andere Momente beeinflussten Extreme schwanken aber zwischen 5 Piafter für trockenes, an Abhängen gelegenes, wenig fruchtbares Land und 1500 Piafter für das humusreiche, am Pirsack-Fluß belegene und mit dessen Wasser bewässerbare Land in unmittelbarer Nähe von Eskischehr.

Als Durchschnittspreis für die vom Pirsack durchflossene Hochebene wurde mir öfters ein solcher von 50—100 Piafter angegeben, von Landstrecken, die abseits von der Eisenbahn, beispielsweise auf Kutahia zu liegen, aber behauptet, daß dort schon der Donum manchmal zu 5—10 Piafter zu haben wäre.

Von sämtlichen angeführten Preisen läßt sich wohl behaupten, daß sie beim Betrieb geeigneter Kulturen eine hohe Kapitalverzinsung gestatten, ja zuweilen so niedrig sind, daß sie durch die Ernte eines einzigen günstigen Jahres ersetzt werden können.

Andererseits muß darauf hingewiesen werden, daß sie im Verhältniß zu den Landpreisen in Jungländern durchgängig sehr hoch sind. Nehmen wir an, daß ein Donum ca.  $\frac{1}{11}$  ha ist, was bei den Tieflandskulturen vielfach zutreffen wird, so würde der Preis von 100 Piafter in unsere Maaße übersetzt, einen Hektarpreis von 208,5 Mark, ein solcher von 1000—1500—2000 Piafter aber einen Hektarpreis von 2035—3042,5—4070 Mark bedeuten. Die letztgenannte Summe wird selbst bei uns in Deutschland — wo es sich nicht um künftiges Bauland handelt — nur für ganz gutes Rübenland und das wohl auch nur bei günstigen Konjunkturen für die Zuckerverarbeitung gezahlt. In Kolonialländern wird dagegen in Gebieten, die eben der Kultur erschlossen sind, ein Preis von 50 Mark pro Hektar eher für hoch als für niedrig gehalten und das ist erst das Viertel des auf dem Hochlande als normal angesehenen Preises von 100 Piafter per Donum.

Aus diesen Thatsachen allein folgt schon, daß die vereinzelte Ansiedelung wenig bemittelter Auswanderer in Kleinasien keinen Erfolg verspricht, daß vielmehr kapitalkräftige Gesellschaften die Uebereignung des Grund und Bodens an solche vermitteln müssen.

#### 4. Die Bewohner.

Es wäre vermessen, wollte ich nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt in der Türkei ein Urtheil über den Charakter ihrer Bewohner zu fällen versuchen. Wie schwer es ist, auch nach Jahre langer Anwesenheit ein solches zu gewinnen, beweist zur Genüge die Thatsache, daß die Ansichten der dort ansässigen Europäer über die Charaktereigenschaften der Türken — weniger über die der Griechen und Armenier — sehr auseinander gehen.

Nur in einem Punkte zeigen sie alle eine merkwürdige Uebereinstimmung, in der Behauptung nämlich, daß der Türke entsetzlich faul und indolent sei. Und gerade dieses Urtheil ist, wie mir scheint, ganz falsch, da es einfach durch Thatsachen widerlegt wird, die allerdings nur demjenigen genügend bekannt werden, der das Wirthschaftsleben des Volkes zu beobachten sich zur Aufgabe gemacht hat. Nein, die Türken sind fleißig, betriebsam und strebsam. Ihr Fleiß wird aufs glänzendste durch die Thatsache bewiesen, daß überall dort, wo durch die Eisenbahn eine leichtere Verbindung mit der Außenwelt und dadurch oft erst die Möglichkeit eines lohnenden Absatzes geschaffen worden ist, die landwirthschaftliche Produktion sich in ganz außerordentlicher Weise vermehrt hat. Dem, wäre die Behauptung richtig, der Türke arbeite nur soviel, als er unbedingt zu seinem Lebensunterhalt brauche, warum sollte er, wenn er bisher mit der Hälfte oder dem Viertel seiner gegenwärtigen Produktion ausgekommen ist, nun nach Eröffnung der Bahn plötzlich das doppelte und vierfache zu seinem Unterhalt gebrauchen? Nein seine Arbeit ist jetzt eine lohnende geworden, er bekommt für seinen Weizen und seine Gerste jetzt soviel, daß er nicht nur, wie vielleicht bisher, mit Noth und Mühe die Produktionskosten decken kann, sondern daß er einen baaren Ueberschuß erhält, und darum arbeitet er jetzt doppelt so viel, wie früher.

Die Betriebsamkeit der Türken zeigt sich bei allen landwirthschaftlichen Kulturen, und die Beschreibung ihres Betriebes wird, denke ich, den kundigen Leser davon auch genügend überzeugt haben. Aber selbst wer auch nur von dem Fenster des Eisenbahnkoupees aus die künstlichen Bewässerungen in den Gemüsekulturen des Tieflandes und die Weinpflanzungen an den Berghängen von Köplü flüchtigen Blickes gestreift, muß geradezu



blind sein, wenn er nicht die Sorgsamkeit und Mühseligkeit solcher Arbeiten zu erkennen vermag.

Der Türke ist zum dritten aber auch strebsam und gelehrt, denn alle Neuerungen, die er von den Fremden mit Erfolg ausführen sieht, sucht er nachzuahmen und ist auf diese Weise stets darauf bedacht, sich von ihnen nicht überflügeln zu lassen. Von den Griechen und Armeniern hat er gelernt die Oliven- und Maulbeerbäume in rationellerer Weise als bisher zu züchten und zu verwerthen. Die Anpflanzung und Propfung amerikanischer Neben hat bereits ganz erstaunliche Fortschritte unter den Türken gemacht. Den Numelioten hat er zahllose Verbesserungen seines Ackerbaus abgesehen, die eisernen Pflugschaaren und die modernen Sensen hat er von ihnen übernommen, den Bau der Kartoffeln und der Luzerne haben sie ihn gelehrt, kurz überall ist er dem Fortschritte im landwirthschaftlichen Betriebe in einem Grade zugänglich, wie ich das in den drei anderen Erdtheilen, in denen ich den Bauer zu beobachten Gelegenheit hatte, nirgends gefunden habe.

Die Erkenntniß, daß die *communis opinio* bezüglich der türkischen Arbeitsamkeit eine grundsalsche ist, kann für eine etwaige deutsche Kolonisation in Kleinasien von weittragendster Bedeutung werden, indem sie den Kolonifator wie den Kolonisten vor einem gefährlichen Optimismus zu bewahren vermag. Wer sich mit Kolonisationszwecken trägt, insbesondere also die in jenen Gegenden interessirten deutschen Kapitalisten, mögen nicht etwa glauben, daß man die Sache ruhig an sich herankommen und die Frage noch ein paar Jahre lang reifen lassen kann. Denn mit jeder neuen Bestellzeit wird das Terrain, das die Türken in Kultur nehmen werden, immer größer und die Gegenden, in denen große zusammenhängende Flächen eines kultivirten Landes zu erwerben sind, immer seltener und ihr Preis daher immer höher werden. Der deutsche Bauer aber möge nicht glauben, daß er so ohne weiteres die Konkurrenz mit den Türken wird aufnehmen und ihn auf Anhieb wird schlagen können. Wenn auch der landwirthschaftliche Betrieb, namentlich beim Getreidebau, an vielen Stellen verbesserungsbedürftig ist, so ist er immerhin doch kein liederlicher und in manchen Punkten vielleicht den bestehenden Verhältnissen angemessener, als der Fremde anzunehmen geneigt ist. Jedenfalls werden bei den Verbesserungs-

versuchen der Letzteren Fehlschläge nicht ausbleiben, die den Ertrag ihrer Landwirthschaft im Anfang vielleicht unter den der Einheimischen werden sinken lassen. Diese ihrerseits werden ohne eigenes Risiko zu laufen, den Fremden herum experimentiren lassen, werden aber, sobald sie bemerken, daß irgend eine Neuerung den Vorzug vor dem alten Verfahren verdient, nicht einen Augenblick zaudern, diese Neuerung gleichfalls anzunehmen. Der deutsche Bauer wird also stets auf der Wacht stehen müssen und sich nicht im Vollgefühl seiner europäischen Ueberlegenheit einem Gewohnheitschlendrian hingeben dürfen. Vielleicht wird dann gerade dieses Moment, das auf den ersten Blick als ein für die Kolonisation höchst ungünstiges erscheint, von den besten Folgen für eine gedeihliche Wirksamkeit der deutschen Kolonisten begleitet sein.

Wie der deutsche Bauer in den Türken, so würde der deutsche Kaufmann und Gewerbetreibende in den Griechen und Armeniern sehr schwer zu überwindende Konkurrenten vorfinden. Die kaufmännische, durch moralische Skrupel nicht allzusehr gehemmte Gewandtheit dieser Völker ist weltbekannt, aber auch ihre industrielle Betriebsamkeit ist eine große, da gerade sie es sind, die alle jene Gewerbe zur Verwerthung landwirthschaftlicher Erzeugnisse, die Mülerei, Weinfabrikation, Delbereitung und Seidenspinnerei in die Hände genommen haben. Auch ihnen gegenüber würde ein optimistisches Pochen auf die Ueberlegenheit der eigenen Kultur nicht am Platze sein; auch der deutsche Gewerbetreibende wird vielmehr große Anstrengungen machen müssen, um sich als ein mit den Landesverhältnissen unbekannter Eindringling von Griechen und Armeniern nicht überflügeln zu lassen. Sein Streben wird von um so größerem Erfolg begleitet sein, je bereitwilliger und thatkräftiger er hierbei von der deutschen Industrie, insbesondere der Maschinenfabrikation unterstützt werden wird.

Ein verhältnißmäßig junges Element im kleinasiatischen Völkergemisch sind die zahlreichen Einwanderer, die theils wie die Tscherkessen und Lazen von der türkischen Regierung herbeigerufen worden sind, theils freiwillig aus den ehemals türkischen Provinzen der europäischen Türkei auswandern und von der Regierung sehr gern aufgenommen und, wenn irgend möglich, in den besten Gegenden angesiedelt werden.

Gerade diese letztere Einwanderung, die in starkem Wachs-

thum begriffen ist, bildet für eine europäische Kolonisation eins der größten, wenn nicht das größte Hinderniß. Erstens, weil durch diese Muhadschirs Jahr für Jahr immer mehr von dem noch freien, gut kultivirbaren Lande besetzt wird und für deutsche Kolonisten daher immer weniger Raum bleibt, und zweitens, weil das Vorhandensein einer solchen freiwilligen Einwanderung fleißiger und braver Leute, die noch dazu aus Anhänglichkeit an die Türkei und den muhamedanischen Glauben ausgewandert sind, der türkischen Regierung die Pflicht und wahrscheinlich auch die Lust benimmt, für die Besiedelung ihrer unbebauten Landgebiete irgend etwas positives zu thun, ja dieselbe, wenn sie mit Elementen erfolgen soll, die ihr nicht genehm sind, auch nur zu dulden.\*)

Daß ihr nun gerade die deutschen Auswanderer besonders genehm wären, läßt sich kaum annehmen. Ueber die Deutschen-Freundlichkeit des Sultans selbst herrscht allerdings wohl kein Zweifel, hat er doch oft genug dieselbe zu bethätigen Gelegenheit genommen. Auch einzelne Mitglieder seiner Regierung, wie auch einige andere höhere Beamte bekennen sich zu der gleichen Gesinnung. Allein eine weit größere Zuneigung als zu deutschem zeigt die Mehrzahl der höheren Beamten ebenso wie der gebildeten Türken überhaupt, zu französischem Wesen. Es ist das dieselbe Erscheinung, die sich bei allen Völkern zeigt, die im Begriff stehen, eine höhere, dem Kulturstand Europas angepaßte Stufe der Bildung zu erklimmen.

Zwar werden alljährlich einige junge Leute nach Deutschland, insbesondere in die landwirthschaftlichen Lehranstalten zur besseren Ausbildung geschickt, aber die Anzahl derer, die aus dem gleichen Grunde nach Gregniers und Montpellier gesandt werden, ist größer, und während diese allein die Kenntniß der französischen Sprache und Kultur erlangen, bringen jene die

\*) Die Furcht einiger Gegner einer deutschen Kolonisation in Vorderasien, daß eine solche durch die von Baron Hirsch geplante Ansiedelung russischer Zuben daselbst gefährdet werden könne, ist durchaus unbegründet. Wer die Verhältnisse in der Türkei kennt, weiß vielmehr, daß jener internationale Großkapitalist nach dem im wesentlichen zu seinen Gunsten ausgefallenen Schiedsspruch in dem Eisenbahnstreit mit der türkischen Regierung dieser so verhaßt geworden ist, daß er in der Türkei allen Einfluß verloren und man ihn sogar aus dem Besitze der von ihm gegründeten orientalischen Bahnen herauszudrängen verstanden hat.

Kenntniß der deutschen und französischen Sprache mit. Was natürlicher, als daß der gemeinsame Boden, auf dem diese Creme der türkischen Intelligenz sich in der Heimath zusammenfindet, die französische Civilisation ist? Wieder ein Beweis dafür, daß der kosmopolitische Zug in unserer Bildung für die Ausbreitung derselben im Ausland ein schweres Hinderniß bildet.

Auch die beiden Volkselemente, die nächst den Türken der Zahl und dem Einflusse nach die erste Rolle spielen, die Griechen und Armenier, eignen sich in zahlreichen Fällen die Kenntniß der französischen Sprache, sehr selten auch die der deutschen an. Was aber die Sympathie derselben für die beiden europäischen Nationen betrifft, so glaube ich die Beobachtung gemacht zu haben, daß unter den Griechen die Zuneigung für deutsches Wesen etwas verbreiteter ist als bei den Armeniern, von welchen letzteren ich positiv gehört habe, daß sie eine uneingeschränkte Bewunderung für Frankreich hegen und in Fragen, bei denen es sich in Regierungskreisen um das Vorwalten deutscher oder französischer Ideen handelt, stets den französischen Einfluß zu stärken bereit sind.

Im Allgemeinen wird man jedenfalls soviel behaupten können, daß, selbst wenn die türkische Regierung eine deutsche Einwanderung gestatten würde, auf eine thalkräftige Unterstützung derselben durch ihre Beamten keineswegs zu rechnen wäre. Landeskundige erwarten ein solches ablehnendes Verhalten besonders von dem Gouverneur des Wilajets Brussa, zu welchem leider auch Eskischehr und das Bursakthal gehört, während der Gouverneur von Angora der europäischen, insbesondere der deutschen Einwanderung weit geneigter sein soll.

Wenn die Einwanderung der Muhabschirs einer deutschen Colonisation durch friedliche wirthschaftliche Konkurrenz hinderlich ist, so könnte vielleicht die früher erfolgte Einwanderung der Tscherkessen und Lazen durch Gefährdung der persönlichen Sicherheit den deutschen Einwanderern unangenehm werden. Wenn man freilich behaupten hört, man dürfe sich in der asiatischen Türkei keinen Kilometer weit außerhalb der bewohnten Ortschaften wagen, ohne sich der Gefahr der Beraubung durch Tscherkessen auszusetzen, so sind das wohl starke Uebertreibungen. Habe ich doch selbst mich vielfach 10—30 km ohne Waffen und manchmal auch ohne Begleiter von den Städten entfernt und bin niemals irgendwie belästigt oder gar angegriffen worden. Immerhin aber

kommen in der That Fälle von Bedrohung von Leben und Eigenthum so oft vor, daß ich selbst, nachdem ich über diese Thatsache genauer unterrichtet worden war, mein Selbstvertrauen als Leichtsin erkannt und von meiner ursprünglichen Absicht, allein das nördliche Kleinasien zu durchwandern, Abstand genommen habe. Das eine aber scheint mir aus den mir über diesen Punkt gemachten thatsächlichen Mittheilungen mit Sicherheit hervorzugehen, daß die Tcherkessen durchaus feige sind und daher nur dann zum Angriff schreiten, wenn sie ihrer Ueberlegenheit ganz gewiß sind. Trupps von mehreren Reitern haben daher niemals einen Ueberfall von dieser Seite zu gewärtigen, und ebensowenig kommt es vor, daß sie die Leute in ihren Häusern überfallen. Sind also die Kolonisten nur einigermaßen auf der Hut, so wird ihnen gegenüber die Tcherkessengefahr in ein Nichts zerrinnen. Mit Entschiedenheit muß also jener Angstmeierei entgegengetreten werden, wie sie bezüglich dieses Punktes von einigen Besuchern Kleasiens, besonders von einem vielgereisten deutschen Pastor in Deutschland verbreitet worden ist, der überall in der Welt sein werthvolles Leben durch „die Eingeborenen“ bedroht gesehen und aus solchen Situationen stets die interessantesten, stets aber mit seiner „Flucht“ endigenden Abenteuer zurechtgedreht hat, sich aber, wo er auch gewesen, durch diese Kombination von Verfolgungs- und Größenwahn unsterblich verlächerlicht hat.

Ernster zu nehmen ist die Gefährdung, die einer fremden Einwanderung durch die einheimische türkische Bevölkerung selbst drohen würde.

Wenn ich eben die Stimmung der gebildeten Türken und insbesondere der Beamtenwelt gegenüber dem Deutlichkeit als eine nur zweifelhafte bezeichnen durfte, so muß die Stimmung der niederen türkischen Bevölkerung gegenüber allen Europäern überhaupt als eine fast feindselige gekennzeichnet werden. Es ist für Jemanden, der, wie ich, vorher in Afrika gewesen war und dort die — allerdings hauptsächlich durch Niederwerfung des Araberaufstandes bedingte — demüthige, respektvolle Haltung der Eingeborenen, und zwar auch der Araber und Jnder, gegenüber den Europäern kennen gelernt hat, im höchsten Grade auffällig, wie wenig Respekt der Türke vor dem Europäer als solchen hat. In der That dünkt sich der Türke dem Franken überlegen, er hält sich für moralischer, überlegter, würdevoller

als dieser, und mag darin bis zu einem gewissen Grade auch Recht haben. Den Unterschied in der Bildung fühlt der niedrig stehende Türke nicht in dem Grade, wie wir, oder hält ihn vielleicht auch für gleichgültig gegenüber jenen anderen Vorzügen. Sein religiöser Fanatismus sieht zudem in dem Franken in erster Linie den Ungläubigen, der zu dumm oder zu starrsinnig ist, um zur Erkenntniß der muhamedanischen Heilswahrheiten zu gelangen, und dies sowie der Verdacht, daß der Franke die bewußte Absicht hat, ihn wirthschaftlich und womöglich auch politisch unterzukriegen, erweckt in ihm einen erbitterten Haß gegen die fremden Eindringlinge.

Ein Ausbruch dieses Hasses hat vor wenigen Jahren auch die Vereitelung eines Versuches, eine Anzahl Deutsch-Russen aus der Dobrudscha in der Nähe von Brussa anzusiedeln, zur Folge gehabt. Die Geschichte dieses Versuches ist sehr lehrreich für die hier uns beschäftigenden Aufgaben. Es sollten gegen 100 Familien angesetzt werden; man ließ aber anfangs nur 13 zu gleicher Zeit sich ansiedeln, weil man noch nicht die genügenden Vorbereitungen zur Aufnahme der ganzen Zahl getroffen hatte. Darin aber lag der größte Fehler. Denn diese 13 Familien, die durch den Weggang des Schulmeisters und Küsters bald auf 11 zusammenschmolzen, waren nicht stark genug, um den Feindseligkeiten ihrer türkischen Nachbarn gewachsen zu sein. Diese über den guten Stand der Felder der Kolonisten ergrimmt, zerstörten ihnen, als die Männer eines Tages in ihrer Unvorsichtigkeit allesammt die Kolonie verlassen hatten, vollständig ihre Ernten und veranlaßten dadurch den Wegzug aller Familien bis auf zwei. Aber auch diese scheuchten sie von dannen, indem sie sie des Nachts überfielen und allerdings nur durch blinde Schüsse schreckten.

Leider sollen diese Ueberfälle durch den Verrath zweier verhumelter Kolonisten selbst möglich geworden sein, ein nur zu deutlicher Beweis für die Uneinigkeit und für den Mangel an Gemeinfinn, der den Deutschen im Auslande so oft zum Verderben gereicht. \*)

Diese Geschichte zeigt uns, was bei einer etwaigen deutschen Kolonisation vermieden werden muß. Es dürfen nicht hier und

\*) Ein Seitenstück hierzu liefert die Geschichte der deutsch-russischen Auswanderer in der brasilianischen Provinz Parana. Vergl. meine Brasilianischen Wirthschaftsbilder, S. 225 ff.

da vereinzelt Ansiedler angelegt, auch nicht Dörfer mit 10, 20 oder 30 Familien, sondern es müssen größere, geschlossene Gemeinden gegründet werden, fernab von den türkischen Ortschaften und mit so vielen Familien besetzt, daß die Türken einen Angriff auf die Kolonie zu unternehmen sich nicht getrauen.

### 5. Die Rechtsverhältnisse.

Im Jahre 1856 hat die türkische Regierung ein Kolonisationsgesetz erlassen, dessen wesentliche Bestimmungen folgende sind.

Den Kolonisten soll soviel Land, als zur Ausübung des Ackerbaus oder jedes andern Gewerbes nöthig ist, unentgeltlich in der Art überlassen werden, daß sie nach 20 Jahren das volle Verfügungsrecht darüber erwerben. Bis dahin steht es ihnen zwar frei, ihr Land zu verlassen, aber sie begeben sich damit aller Ansprüche auf Entschädigung auch für die von ihnen gemachten Meliorationen und Bauten.

Diese Kolonisten müssen türkische Unterthanen werden, dem Sultan den Eid der Treue leisten und sich allen Gesetzen des Landes unterwerfen. Doch wird ihnen freie Religionsübung, sowie eine Zeit lang, und zwar 6 Jahre den europäischen, 12 Jahre den asiatischen Auswanderern Befreiung vom Militärdienst, beziehungsweise von der als Aequivalent hierfür von allen Nichtmuhamedanern zu zahlenden Militärsteuer (jährlich eine Silber-Medjidie = 20 Piafter) zugesichert.

Gegenüber Personen, von denen sich herausstellt, daß sie in der Heimath ein Verbrechen begangen oder auch nur ein „schlechtes Betragen“ gezeigt haben, behält sich die Regierung die Landesverweisung vor. Außerdem soll jede Familie mindestens ein Vermögen von 60 Gold-Medjidien besitzen; eine Bestimmung, die zweifelsohne nur auf dem Papier steht.

Unabhängig von diesem Gesetz ist im Jahre 1867 ein solches über den Grunderwerb der Fremden in der Türkei ergangen, wonach diesem keinerlei Hinderniß entgegengesetzt und nur die Bedingung daran geknüpft wird, daß sich die Fremden allen türkischen Gesetzen über Immobilien unterwerfen, auch alle auf ihnen lastenden Steuern und Lasten übernehmen und vor den türkischen Richtern in Bezug auf die Immobilien Recht zu nehmen bereit sind.

Das türkische Immobilienrecht ist ein sehr komplizirtes, besonders deswegen, weil es sehr verschiedene Qualitäten von Grundstücken kennt, die alle ihr besonderes Recht haben.

Auf diese Verschiedenheiten hier einzugehen, würde zu weit führen. Es soll einmal nur dem Irrthum entgegengetreten werden, der hin und wieder bei der Besprechung der Kolonisationsfrage auftaucht, als ob der Staat das ihm gehörige, unbebaute Land nur in Erbpacht und nicht auch zu Eigenthum weggeben könnte, und zweitens auf die Schwierigkeiten hingewiesen werden, die für den Fremden aus diesen verwickelten Verhältnissen beim Erwerb von Grund und Boden erwachsen.

Es giebt allerdings Grundbücher, aus denen insbesondere auch die jedesmalige rechtliche Qualität eines Grundstücks ersehen werden kann, aber da die türkische Schrift sehr schwer zu erlernen ist, so wird der Neuling bei seinem Grunderwerb stets auf die ehrliche Unterstützung einheimischer Advokaten angewiesen sein, ein Umstand, der gewiß nicht dazu beiträgt, die Sicherheit des Grundbesitzes zu erhöhen. Dazu kommt noch, daß glaubwürdigen Versicherungen landeskundiger Personen zufolge, oft genug Fälschungen im Grundbuch vorgenommen werden, die durch die Eigenthümlichkeiten der türkischen Schrift besonders begünstigt werden.

Solche Fälschungen können außer in den Fällen, in denen das auch bei uns möglich ist, in der Türkei für den Erwerber auch dann sehr verhängnißvoll werden, wenn sie sich auf die rechtliche Qualität des Kaufobjektes erstrecken, der Käufer also beispielsweise glaubt ein Grundstück zu absolutem Eigenthum erworben zu haben, während es sich später herausstellt, daß an ihm nur ein beschränktes Eigenthum erworben werden kann. Ein solcher Fall wurde mir von einem Deutschen als sein eigenes Erlebniß erzählt.

Außer den Rechtsverhältnissen an den Liegenschaften ist es auch die Handhabung des Steuerrechts, die vielleicht bei einer etwaigen Kolonisation Bedenken einflößen könnte. Zwei Steuern sind es, die der Landwirth als solcher zu zahlen hat, den Zehnten und die Grundsteuer, da die 15 pCt. vom Werthe des Weins vom Weinbauer doch nur dann erhoben werden, wenn er zugleich Weinfabrikant ist.

Der Zehnte bestand früher wie sein Name besagt, im



zehnten Theil aller Ernteprodukte. Später wurden noch  $1\frac{1}{2}$  pCt. hinzugefügt, die der Agrarbank für den Bau von Straßen übergeben, von dieser aber, wie es heißt, nicht immer zu den gesetzlichen Zwecken verwandt werden. Der Zehnte wird nicht vom Staate selbst erhoben, sondern seine Einziehung an den Meistbietenden verpachtet. Dieser zieht ihn beim Getreide meist in natura ein. Der Bauer hat zu diesem Zweck das ausgedroschene Korn auf Haufen gesetzt und sucht sich sodann mit den Pächter über den auf ihn fallenden Antheil zu verständigen; gelingt das nicht so muß zur Abmessung der ganzen Ernte geschritten werden. Am einfachsten geht diese Abnahme der Zehnten auf den öffentlichen Dreschplätzen, den *harmanije* vor sich. Drißt der Bauer auf eigenem Felde, so soll es nach der Aussage eines Gewährsmann öfters vorkommen, daß der Pächter aus Chikanen oder vielleicht um mehr als er zu fordern hat, herauszuschlagen, seine Ankunft auf den Dreschplatz so lange verzögert, bis etwa das Getreide durch Regen gelitten hat. Türkische Bauern selbst haben mir versichert, daß dann die Schuld nur an der Gesetzesunkenntniß des Mannes selbst liegen kann. Denn das Gesetz gestattet, daß wenn der Pächter länger als einen Tag über den ihm vom Bauer angegebenen Termin hinaus ausbleibt, dieser vor zwei Zeugen die Ernte und den Zehnten selbst abschätzen dürfe und der Pächter sich sodann mit dem Ergebnis dieser Schätzung zufrieden geben müsse. Auch der von demselben, etwas pessimistischen Gewährsmann behauptete Uebelstand, daß der Pächter den Bauer bezüglich des Maßes seiner Forderungen leicht übers Ohr hauen könne, wurde mir gegenüber von solchen selbst fast mit Entrüstung abgeleugnet, da der Bauer doch Augen zu sehen habe und sich nicht ein falsches Maß werde ruhig gefallen lassen. Von andern Landeskundigen wurde mir sogar versichert, daß bei der Zehntenabmessung viel öfter der Bauer durch Verheimlichung eines Theils der Ernte den Pächter betrüge, als umgekehrt. Bei der Zehntung der Weinernte hat sich das Verfahren eingebürgert, daß der Werth der ganzen Weinernte unter Zuziehung zweier Sachverständigen, wenn die Trauben noch auf dem Stock hängen, geschätzt und der Zehnte sodann in Geld bezahlt wird. Ist eine Einigung nicht zu erzielen, so müssen die Trauben allesammt gewogen werden. Da dies aber ein sehr

umständliches Verfahren ist, und da, wenn es nicht zur richtigen Zeit vorgenommen wird, die Ernte sehr leidet, so sucht der Weinbauer sich auf jeden Fall lieber mit dem Pächter zu einigen. Der schon mehrfach erwähnte pessimistische Gewährsmann meint nun, daß auch hierbei der Landwirth stets den Kürzeren ziehe. Die Sachverständigen sind nach seiner Ansicht meist vom Pächter bestochen und man sehe sich daher genöthigt, mindestens 15 pCt. des Werthes dem Pächter in den Rücken zu werfen, um nicht noch ärger gebrandschaft zu werden. Nichtsdestoweniger erzählte mir derselbe Herr, wie er selbst in einem solchen Streitsfalle einmal einen Pächter hinter's Licht geführt habe. Er habe sich mit ihm über den Werth der Ernte nicht einigen können, und man sei daher zur Abwiegung der Trauben geschritten. Er habe es dabei nun so einzurichten gewußt, daß der Pächter die Ueberzeugung gewonnen habe, die Ernte werde sogar noch weniger betragen, als er dem Landwirth zugestanden habe, sodaß er schleunigst sich auf der von diesem vorgeschlagenen Grundlage geeinigt habe. Schließlich aber habe die definitive Ernte doch noch weit mehr ergeben, als sogar der Pächter angenommen habe.

Als Grundsteuer werden 4 pCt. vom Werthe der Grundstücke erhoben. Als solcher wird der letzte Kaufpreis angesehen, zu welchem nur in wenigen Fällen Zuschläge erhoben werden. Klagen über ihre Erhebung sind mir, trotzdem ich vielfach mich über diesen Punkt erkundigt habe, nicht zu Ohren gekommen. Nur derselbe Herr, der über die Zehnterhebung so mancherlei zu klagen hatte, hat mir von einem Fall erzählt, in dem einem Grundbesitzer die Grundsteuer zweimal abgefordert worden ist und es ihm nicht gelungen ist, auf prozeßualischem Wege die doppelte Einforderung rückgängig zu machen.

Daß solche Fälle nicht zu den Unmöglichkeiten zählen, ist mir auch von anderer Seite versichert und dabei von vielen landeskundigen Gewährsmännern die Mangelhaftigkeit der türkischen Justiz, die insbesondere durch die Parteilichkeit und Bestechlichkeit der Richter verschuldet werde, als besonders drückender Uebelstand hervorgehoben worden. Andere wieder wollten eine allgemeine Nothlage in dieser Beziehung nicht anerkennen, mußten aber zugestehen, daß Fälle von ungerechter oder willkürlicher Handhabung der Gesetze nicht allzu selten wirklich vorkommen.

## II. Die Entscheidung der Frage und die einzuschlagenden Kolonisationsmethoden.

Stellen wir die Frage so: Soll man den deutschen Auswanderungslustigen rathen, nach Kleinasien auszuwandern? so ist dieselbe energisch zu verneinen. Denn die Bejahung schloesse es ein, daß auch eine unregelte Auswanderung Einzelner in jene Gebiete anempfohlen werden könnte. Gegen eine solche aber sprechen völlig unüberwindliche Bedenken, nämlich:

1. Der hohe Preis des in privaten Händen befindlichen Landes einerseits, die ungünstigen sowie wegen des verlangten Unterthaneneides für einen Deutschen kaum annehmbaren Bedingungen andererseits, unter denen Kolonisten von der Regierung unentgeltlich Land überlassen wird.

2. Die Fremdheit aller Landesverhältnisse. Die Unkenntniß der nicht leicht zu erlernenden Sprache würde den Einwanderer dem guten Willen aller derer in die Hände liefern, mit denen er geschäftlich zu thun hätte, und die Unkenntniß der Sitten des Landes, insbesondere bezüglich der muhamedanischen Religionsausübung und des Verhaltens gegenüber dem weiblichen Geschlecht, würde ihn in zahllose Konflikte bringen, die in den meisten Fällen mit einer Schädigung an seinem Leibe oder seinem Vermögen endigen würden.

3. Die persönliche Unsicherheit, in der sich ein alleinstehender Fremder in Folge der Raubsucht der Tscherkesen und der feindseligen Stimmung der eingeborenen Türken befinden würde.

4. Die Rechtsunsicherheit in Bezug auf den Grundbesitz, auf die Steuererhebung und auf die Rechtsprechung, von welcher ein mit der Sprache und den Sitten des Landes unbekannter, von keinem Machtfaktor genügend unterstützter Fremder sicherlich schwer zu leiden hätte.

Ganz anders müßte aber unsere Antwort lauten, wenn wir

von vornherein nur an eine geregelte, durch eine kapitalkräftige Gesellschaft geleitete Kolonisation denken. Auch einer solchen ständen zwar mancherlei ungünstige Momente entgegen, aber ich halte sie nicht für unüberwindlich.

Die starke Einwanderung muhamedanischer Flüchtlinge aus Rumelien sowie die Ausbreitungstendenz der schon ansässigen Türken bildet zwar für eine deutsche Kolonisation eine bedenkliche Konkurrenz. Aber vor der Hand ist noch Platz genug da in Anatolien wie in Vorderasien überhaupt, und es wird für uns Deutsche nur darauf ankommen, so schnell wie irgend möglich den schon lange schlummernden Kolonisationsgedanken endlich in Wirklichkeit umzusetzen, ehe auch die herrlichen, zur Besiedelung einladenden Strecken in der Nähe der anatolischen Bahn von den Muhadshirs und den ihre Produktion vervielfältigenden Türken besetzt worden sind.

Die Unsicherheit der persönlichen und der rechtlichen Verhältnisse würde für eine große Gesellschaft und deren Angehörige, falls letztere in großen Gemeinden und diese auf großen zusammenhängenden Flächen angesiedelt werden, fast ganz und gar verschwinden, vorausgesetzt aber, daß die Gesellschaft kapitalkräftig und darum mächtig genug ist, um allen etwaigen Uebergriffen seitens übelwollender Beamten mit Erfolg entgegentreten und um ihre Schutzbefohlenen gegen alle übeln Folgen aus einer von ihnen etwa geübten Nothwehr sichern zu können.

Die Fremdheit der Verhältnisse würde Kolonisten, die in geschlossenen Gemeinschaften angesiedelt werden, bei weitem nicht so gefährlich werden als einzelstehenden, besonders dann nicht, wenn die Kolonisationsgesellschaft in gewissen Beziehungen gleichsam sich zum Vermittler zwischen ihren Kolonisten und der einheimischen Bevölkerung machen würde. Das könnte mit Erfolg besonders in Bezug auf die Beschaffung der für die Kolonisten nothwendigen Lebensbedürfnisse geschehen, bei deren Ankauf seitens der Kolonisten selbst diese sicherlich vielen Uebervortheilungen ausgesetzt wären.

Ein anderer Punkt, an welchem die Thätigkeit der Gesellschaft nach dieser Richtung einsetzen könnte, wäre die Beschaffung von Kleingeld für die Kolonisten. So seltsam auch dem europäischen Leser die Hervorhebung dieses Punktes erscheinen mag, bei den in der Türkei herrschenden Verhältnissen ist er von ganz

ungeheurer Wichtigkeit. Dort nämlich hält im Interesse einiger Tausend Geldwechsler der Hauptstadt, mit denen das der großen Banken in gewisser Weise verknüpft sein soll, die Regierung, und zwar, wie es heißt, auf Verlangen dieser großen Bankhäuser, mit der Ausprägung kleiner Münzen so sehr zurück, daß der Mangel an Kleingeld geradezu als öffentliche Kalamität empfunden wird. Die Verkäufer sind nur in den seltensten Fällen bereit, auf größere Münzen, und seien es auch nur die 5 Piafter=Stücke, kleinere herauszugeben, wenn der Werth der herauszugebenden Summe den der gezahlten übersteigt oder auch nur ihr gleichkommt. Auf die Silber=Medschidies, die 20 Piafter=Stücke, wird auch in solchen Fällen nur unter Abzug der gleichen Summe herausgegeben, die auch der Geldwechsler abzieht, wenn ich nicht irre, 30 Para =  $\frac{3}{4}$  Piafter. So ist denn der arme Mann, der nicht Kredit genug hat, um seine Zahlungen so lange anstehen lassen zu können, bis sie eine größere Summe erreicht haben, genöthigt, seine 5- und 20 Piafter=Stücke beim Kaufmann oder beim Geldwechsler mit verhältnißmäßig großen Verlusten einzuwechseln, was ihn natürlich weit empfindlicher trifft als den Wohlhabenden, der vermöge seines Kredits zu einem solchen Verfahren bei weitem nicht so oft sich genöthigt sieht. Die Geldwechsler ihrerseits haben das Privileg, daß sie die durch Tausch erhaltenen größeren Geldstücke mit ihrem vollen Werth in gewisse regelmäßig eingehende kleinere Münzsorten, beispielsweise die Brückengelder, umtauschen dürfen. Das ganze System stellt sich also dar als eine Besteuerung des Volkes, und zwar insbesondere der ärmsten Schichten desselben, zu Gunsten einer Klasse von Schmarozern, die keinem andern Umstande als eben diesem Mangel an Kleingeld ihre Existenzmöglichkeit verdanken. Etwas unsinnigeres als diese Steuer, deren letzter Zweck nichts anderes ist, als eine kommerzielle Kalamität zu schaffen und die trotzdem dem Staat nicht die geringste Einnahme gewährt, läßt sich wohl überhaupt nicht erdenken; man müßte denn vielleicht einmal in einem Tropenlande auf den Gedanken verfallen, künstliche Schneemassen zu erzeugen und auf die Straßen zu werfen, damit der bis dahin daselbst noch unbekanntere ehrenwerthe Stand der Schneeschipper nunmehr auch dort zur Existenzmöglichkeit gelange. Nichtsdestoweniger ist dieses System möglicherweise seit uralten Zeiten im Orient eingebürgert. Denn hat es schon zu Christi Zeiten bestanden, so kam man sehr

wohl den heiligen Zorn verstehen, der diesen Anwalt der Armen und Unterdrückten des Volkes ergriff, als er die Geldwechsler im Tempel des Herrn sich breit machen sah. Wahrlich, wer nur ein Bißchen Gerechtigkeitsgefühl im Leibe hat, muß sich empören beim Anblick dieses unnützen Gezüchts. Wie oft hat es mir nicht in den Beinen gezuckt, wenn ich an den wackligen Wechselertischen dieser Schmarozerbände vorüberging!

Eine Kolonisationsgesellschaft hätte es entschieden als ihre Pflicht anzusehen, ihre Kolonisten vor dieser Kalamität zu bewahren, und sie würde daher gut daran thun, sich von der Regierung das Recht zu verschaffen, gewisse nach der Anzahl der von ihr eingeführten Kolonisten zu berechnende Summen von Kleingeld auf ihre Kosten ausprägen zu lassen.

Zwei Momente, die auch für eine gesellschaftliche Kolonisation ungünstig erscheinen, sind ausführlicher zu erörtern; Die hohen Landpreise und die Haltung der Regierung.

Es ist die Frage aufzuwerfen: Wird eine Kolonisationsgesellschaft in Anbetracht der hohen Preise des Grund und Bodens geschäftlich bestehen können? Darauf ist zunächst zu antworten: Wenn dieselbe in der Weise vorgeht, wie es nach der herrschenden, noch immer nicht ausgerotteten Meinung der Kolonialpolitiker und derer, die es zu sein glauben, im wahren Wesen einer Kolonisationsgesellschaft liegt, das heißt, wenn sie sich damit begnügt, ihre Einnahmen allein aus der Differenz der von ihr gezahlten und der von ihr geforderten Landpreise zu entnehmen und wenn sie dabei, wie das bei den hohen Landpreisen sicherlich der Fall sein wird, genöthigt ist, den Kolonisten, um ihnen die erste Ansiedelung zu erleichtern, das Land einige Jahre lang auf Kredit zu überlassen, in diesem Falle ist an eine Rentabilität des Kolonisationsgeschäftes nicht zu denken.

Zwar liegen in Kleinasien die Verhältnisse in mancher Beziehung für eine Kolonisationsgesellschaft günstiger als in Jungländern. Sie hat hier nicht, oder wenigstens bei weitem nicht in dem Umfange für Wege zu sorgen wie in Ländern, die eben erst der Kultur erschlossen worden, und erspart sich dadurch eine Ausgabe, die sonst einen ganz erklecklichen Theil des Budgets einer Kolonisationsgesellschaft einnimmt, sie hat ferner bei den bestehenden Verkehrsmitteln nicht so viel Mühe und Kosten mit der Herbeischaffung der für die Kolonisten in der ersten Zeit

nöthigen Lebensmittel aufzuwenden, und wird überhaupt durch die bereits vorhandene Kultur mancherlei Sorgen überhoben, von welcher eine etwa im Urwald kolonisirende Gesellschaft fortwährend gequält wird.

Auf der anderen Seite ist zu bedenken, daß, wenn sie die Preise des Landes sehr viel höher ansetzt, als die, die sie selbst gezahlt, sie bei den im Vergleich zu den amerikanischen und australischen sehr hohen kleinasiatischen Landpreisen wahrscheinlich nicht genügend Käufer für ihre Grundstücke finden dürfte. Denn daß die Kolonisten bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens und den guten Verkehrs- und Absatzverhältnissen auch bei noch bedeutend höheren Bodenpreisen, als sie jetzt an Private gezahlt werden, ihren Vortheil finden würden, davon wird sich der Auswanderer nicht so leicht überzeugen lassen; er bringt vielmehr seine ganz bestimmten Ideen über die Billigkeit von Grund und Boden in Kolonien mit und wird vom Kaufen leicht abgeschreckt werden, wenn er die Wirklichkeit in so geringer Uebereinstimmung mit diesen Ideen findet.

Weit günstiger lägen die Verhältnisse für die Gesellschaft, wenn sie Regierungsland unentgeltlich überwiesen erhielte. Eine deutsche Gesellschaft würde sich aber auf eine Kolonisation solchen Landes nur dann einlassen können, wenn die Bestimmungen des Gesetzes von 1856 auf diesen Fall keine Anwendung fänden, insbesondere einmal die Kolonisten nicht genöthigt wären, türkische Unterthanen zu werden und zweitens die von ihnen verlassenen Grundstücke nicht etwa an die Regierung, sondern an die Gesellschaft zurückfielen, der es überlassen sein müßte, für diesen Fall die Rechte der Kolonisten und der Gesellschaft im Voraus festzustellen.

Da aber solche Vergünstigungen von der Haltung der Regierung abhängig sind, so wollen wir unter Vertagung dieser Frage vorläufig annehmen, daß die Kolonisationsgesellschaft mit den bestehenden Verhältnissen zu rechnen habe und die Frage zu beantworten suchen, aus welchen anderen Quellen sie behufs Deckung ihrer Ausgaben und Erzielung eines Geschäftsgewinnes erhebliche Einnahmen zu ziehen in der Lage wäre.

Meine Vorschläge in dieser Richtung werden sich am besten an die drei Kolonisationsgebiete halten, die nach den obigen Auseinandersetzungen im Gebiete der anatolischen Bahn zunächst in Angriff zu nehmen wären.

Im Tieflande, in der Gegend des Sabandja-Sees und des Saccariathales wird am vortheilhaftesten Maulbeer- und Olivenzucht und an den Abhängen der dortigen Berge Weinbau getrieben werden können. Diese Kulturen aber eignen sich vortrefflich zum Betriebe durch die Kolonisationsgesellschaft selbst und zwar nach zwei Richtungen, nach der landwirthschaftlichen und der gewerblichen hin.

Letzteres wird am ehesten einleuchten. Ueberrimmt die Gesellschaft die Bearbeitung der von ihren Kolonisten produzierten Trauben zu Wein und der Oliven zu Del und errichtet sie Raupenzuchtanstalten, in denen die Kokons in rationeller Weise gezüchtet und zu denen von den Kolonisten nur das Fütterungsmaterial, die Maulbeerblätter, geliefert werden, so würde durch diese Ablösung der Verwerthungsarbeit von dem landwirthschaftlichen Beruf allen Betheiligten der größte Nutzen erwachsen. Die Kolonisten hätten den Vortheil, daß das Risiko des Gelingens einer ihnen fremden industriellen Thätigkeit von ihren Schultern gewälzt würde, und sie dafür die Sicherheit eintauschten, ihre Produkte sofort nach der Ernte am Produktionsort selbst an eine Stelle verkaufen zu können, mit der sie in deutscher Sprache verhandeln und von deren Wohlwollen, falls anders die Kolonisationsgesellschaft ihre Stellung gegenüber den Kolonisten richtig auffaßt, sie überzeugt sein könnten. Die Gesellschaft selbst würde durch Einführung rationeller, durch deutsche Maschinen unterstützter Fabrikationsmethoden und dadurch, daß sie ihre Betriebe in weit größerem Umfange anlegen könnte, als die der einheimischen Fabrikanten, über letztere bald ein großes Uebergewicht erlangen, indem für ihre Marken in Folge der besseren und gleichmäßigeren Fabrikation sicherlich höhere Preise gezahlt werden würden, als für die Fabrikate der einzelnen Landwirthe oder kleinen Gewerbetreibenden. Auf diese Weise aber könnte die Gesellschaft so hohe Gewinne erzielen, daß, wenn auch das eigentliche Parzellirungsgeschäft sich als unrentabel herausstellen sollte, die ganze Kolonisationsthätigkeit doch sicherlich als eine gute Kapitalanlage sich darstellen würde.

Die Voraussetzung für ein gedeihliches Zusammenwirken von Gesellschaft und Kolonisten unter dem angedeuteten Regime wäre aber die, daß die Gesellschaft ihre wirthschaftliche Ueberlegenheit nicht zur Ausbeutung der Kolonisten mißbrauchen würde. Eine



solche wäre es beispielsweise, wenn den Kolonisten der Verkauf ihrer Produkte an die Gesellschaft zur Bedingung gemacht würde, oder wenn die Gesellschaft die Thatsache, daß die Kolonisten ihr in Folge der in den ersten Jahren nothwendigen Vorschüsse sowie der Kreditirung des Landpreises im Anfang stark verschuldet sein werden, zur Herabdrückung der Preise für die Produkte der Kolonisten ausnutzen wollte.

Die Befürchtung, daß ein derartiges unersprießliches Verhältnis schließlich doch, selbst wider den Willen der Gesellschaft von selbst dann eintreten könnte, wenn die angesehenen Kolonisten ganz mittellos oder nur wenig bemittelt wären, würde es rathsam erscheinen lassen, solchen Kolonisten gegenüber diejenige Kolonisationsmethode in Anwendung zu bringen, deren einzelne Elemente ich in der brasilianischen Provinz São Paulo kennen gelernt, und die ich, unter Zusammenfügung dieser Elemente zu einem geschlossenen System, seither für subtropische Gebiete zu empfehlen schon mehrfach Gelegenheit genommen habe.

Für unbemittelte Einwanderer erweist es sich durchaus als unvortheilhaft, wenn sie die ersten Jahre ihrer Anwesenheit im fremden Lande als selbstständige Wirthe auf eigenes Risiko Landbau treiben, da ihnen in diesem Falle die Schulden, die sie nothwendigerweise in den ersten Jahren aufnehmen müssen, derart über den Kopf wachsen, daß sie, namentlich in Anbetracht ihrer Unerfahrenheit mit den neuen Verhältnissen und den in Folge dessen in der ersten Zeit niemals ausbleibenden wirthschaftlichen und geschäftlichen Mißgriffen, sich nur ungeheuer schwer aus ihrer Schuldknechtschaft zu befreien vermögen und meist, ehe sie es gethan, die Flinte ins Korn werfen und ihr Grundstück mit all der in dasselbe bereits hineingesteckten Arbeit lieber im Stich lassen, als sich länger in diesem „verdammten Lande“ herumzuschinden.

In ganz besonders hohem Grade zeigen sich diese Mißstände in subtropischen Gebieten, in denen Natur und Kultur den nord-europäischen Auswanderern vollständig unbekannt sind, und in denen die Kultur perennirender, erst nach einer Reihe von Jahren einen Ertrag liefernder Gewächse meistentheils den größten Gewinn bringt und daher mit Recht von den Kolonisten in erster Linie in Angriff genommen wird.

Diese Thatsache ist freilich unsern gegenwärtigen Herren

Kolonialpolitikern vollständig unbekannt, und da meine „Brasilianischen Wirthschaftsbilder“, in welchem Buche sie zum ersten Mal mit aller Schärfe und all ihren Konsequenzen hervorgehoben worden ist, erst drei Jahre alt, also noch lange nicht würdig genug ist, um die Beachtung der „maßgebenden kolonialpolitischen Kreise“ zu verdienen, und da das Buch außerdem das Unglück hat, ganz ungehörig dick zu sein, seine Lektüre also den Herrn Kolonialpolitikern viel zu viel Mühe machen und daher in gar keinem Verhältniß zu dem Arbeitsaufwande stehen würde, der heutzutage genügt, um einen Kolonialschwärmer in den Ruf eines Kolonialpolitikers zu bringen, so wird es wohl noch Jahrzehnte dauern, ehe die Erkenntniß der Wahrheit auch in diese Kreise durchsickert, und ich werde weiterhin noch lange Zeit die undankbare Aufgabe haben, über die rationellen wirthschaftlichen Grundlagen einer Kolonisation in den Subtropen tauben Ohren zu predigen.

Alle die Nachtheile, welche die sofortige Selbständigmachung von Einwanderern in den Subtropen mit sich bringt, werden vermieden, wenn dieselben einige Jahre lang als Arbeiter in landwirthschaftlichen Betrieben beschäftigt werden, die von ihren Landsleuten, sei es nun von Einzelwirthen oder, noch besser, von der Kolonisationsgesellschaft selbst angelegt worden sind. Sie müssen in diesem Falle einmal die Bearbeitung perennirender Pflanzen für ihre Arbeitgeber gegen reichlichen Lohn und außerdem ein Stück Land zur Nutznießung überwiesen erhalten, auf dem sie Cerealien zur Gewinnung ihres Lebensunterhalts bauen können. Als Lohnsystem ist dabei eine Mischung von festen Lohnsätzen und Antheil am Ertrage zu empfehlen, wie das in den Kaffeepflanzungen von São Paulo mit größtem Erfolge durchgeführt ist. Für die Bearbeitung des Landes mit der Hacke wird dort ein nach der Größe der Fläche oder, was damit gleichbedeutend ist, nach der Anzahl der darauf stehenden Bäume berechneter fester Lohnsatz gewährt, während die Löhnung für die Erntearbeit in einem Theil des bis zu einem gewissen Grade von der Sorgfalt der Hackarbeit abhängigen Ernteertrages besteht.

Durch dieses System ist es dem Arbeiter möglich, sich baares Geld zu ersparen, mit dem er später sich selbständig machen kann, und er gewinnt zu gleicher Zeit, ohne ein eigenes wirth-

schastliches Risiko, Kenntniß der Landesverhältnisse und vor allem der Kultur der dortigen Gewächse.

Mein Vorschlag für eine Kolonisation des in Rede stehenden Gebietes nach dieser Methode ist daher folgender. Die Gesellschaft legt Oliven-, Wein- und Maulbeerpflanzungen auf eigene Rechnung an; sie engagirt als Arbeiter hierzu eingewanderte Deutsche, die sie anfangs durch griechische oder allenfalls auch armenische, späterhin durch deutsche — niemals aber durch türkische — Vorarbeiter in den besten Kulturmethoden unterrichten und anleiten läßt und mit denen sie einen Vertrag nach dem oben angeführten Löhnungssystem schließt. Sobald diese Arbeiter es wünschen, wird ihnen ein Grundstück zu vollem Eigenthumsrecht aber gegen baare Zahlung des Kaufpreises angewiesen. Einen großen Ansporn zu sorgfältiger Bearbeitung des Landes würde sie diesen Arbeiter-Kolonisten geben, wenn sie ihnen vertragsmäßig etwa auf 10 Jahre lang das Vorkaufsrecht der von ihnen selbst als Arbeiter bearbeiteten Grundstücke gegen eine von vornherein bestimmte Kaufsumme zusicherte.

Ich bin überzeugt, daß eine so gestaltete Kolonisation, immer vorausgesetzt, daß die Gesellschaft ihren Beamten das größte Entgegenkommen gegen die Kolonisten zur Pflicht macht und sich selbst nicht zu dem Versuch einer Ausbeutung der Kolonisten verleiten läßt, zu beiderseitiger, vollständiger Zufriedenheit ausfallen würde.

Ganz anders müßte die Sache auf dem Hochlande angefaßt werden. Einerseits eignet sich der Getreidebau, der hier ja in erster Linie in Betracht käme, durchaus nicht zum Betriebe durch Gesellschaftsbeamte, andererseits liegt für Einwanderer, die nicht gerade ganz mittellos sind, im Allgemeinen nicht die Nothwendigkeit vor, in diesen Gebieten zuerst als unselbstständige Arbeiter sich ihr Brot zu verdienen. Denn einmal gewährt der Getreidebau schon vor Ablauf des ersten Jahres die ersten Einnahmen, was den Verschuldungszwang für den Kolonisten auf ein sehr geringes Maas einengt, und zweitens wird der Deutsche auch viel schneller, als er eine ihm völlig fremde Kultur erlernen würde, sich in die durch die veränderten natürlichen Verhältnisse bedingten Abweichungen des dortigen Getreidebaus hineinfinden.

Das für das Tiefland vorgeschlagene Kolonisationssystem dürfte also auf dem Hochlande kaum anzuwenden sein, und auch

die Errichtung von Getreidemühlen würde weder der Gesellschaft genügend hohe Gewinne abwerfen, noch würden sie bei der Leichtverkäuflichkeit des ungemahlten Getreides für die Kolonisten die gleich große wirtschaftliche Bedeutung haben, wie die Errichtung der entsprechenden Anstalten im Tieflande.

Wir stehen also wieder vor der Suche nach Einnahmequellen für unsere Kolonisationsgesellschaft.

Für das Gebiet zwischen Eskischehr und Kutahia ist vielleicht folgender Vorschlag ausführbar: Etwa in der Mitte dieser Hochebene liegt eine Gebirgskette, der Turkmen Dagh, der die einzigen noch vorhandenen Wälder auf viele hundert Kilometer in der Runde besitzt. Diese letzten Reste eines ehemaligen Waldreichthums werden nun gegenwärtig ganz in der gleichen schonungslosen und raubbaumäßigen Weise ausgebeutet, wie sie seit Jahrhunderten in Kleinasien betrieben worden ist und die Verwüstung des dortigen Waldbestandes herbeigeführt hat. Die forstmäßige Verwerthung dieser Wälder auf dem Turkmen Dagh würde nun sicherlich einer Gesellschaft große Gewinne abwerfen, wenn ihr dieselbe als Monopol zugesichert werden würde. Ein solches wäre vielleicht dann zu erlangen, wenn die Gesellschaft zugleich die Verpflichtung übernehme, nicht nur die abgeholzten Flächen auf dem Turkmen Dagh wieder zu beforsten, was ganz selbstverständlich wäre, sondern auch alle die zahlreichen Hügelkämme und hügelartigen Erhebungen auf der ganzen Hochfläche, die wegen der großen Menge der auf ihr verstreut liegenden Steine zum Ackerbau untauglich sind, allmählich aufzuforsten. Diese Thätigkeit ließe sich nun sehr einfach mit der Besiedelung des Gebietes verbinden. Die Kolonisten würden außer einer genügenden Fläche von tief liegendem zum Ackerbau geeignetem Land auch noch die daranstoßenden Höhen und Ruppen gegen die Verpflichtungen, sie aufzuforsten und die Baumpflanzungen zu pflegen, überwiesen erhalten. Die Ordnung der Rechts- und Lohnverhältnisse ließe sich dabei sehr verschieden denken. Am besten schiene mir auch hier eine Mischung von festem und Ertragslohn, bei welchem der Kolonist für seine Arbeit von der Gesellschaft einen bestimmten nach der Anzahl der angepflanzten Bäume zu bemessenden Lohn und von dem künftigen Ertrage einen gewissen Antheil erhielte, der allerdings in den meisten Fällen wohl nur seinen Kindern zu Gute kommen würde.

Die Nutzung der Wälder, die vor der ersten Schlagholzgewinnung nur in Raff- und Leseholz bestanden, mußte natürlich stets mit dem Eigenthum des daran stoßenden Ackergrundstückes verbunden sein.

Der baare Lohn für die Forstpflanze wäre bei weitem geringer zu bemessen, als der für die Pflanze von Oliven- und Maulbeerbäumen, da die Arbeitsleistung ja eine weit geringere wäre und oft nur im Schutze gegen Menschen und Thiere bestände. An sehr vielen Stellen sind schon jetzt die Anfänge künftiger Wälder in niedrigem Eichen- und Fichtengebüsch vorhanden, das gegenwärtig nur deswegen sich nicht zu Hochwald erheben kann, weil es von den Schafen und Ziegen der dort verstreut lebenden Bewohner, sowie der ihre Heerden von weiterher nach Ostfischehr treibenden Leute fortwährend benagt wird.

Auf diesem selben Terrain wäre übrigens an den südlichen Abhängen der Hügel der Weinbau möglich, welchem steiniger Boden bekanntlich eher zusagt, als schädlich ist. Da aber immerhin die erste Anlage solcher Weinberge mit großen Kosten verknüpft ist, dieselbe also besser von der Gesellschaft wie von den Kolonisten übernommen wird, andererseits aber ein Verhältniß, wie ich für die Weinkultur im Tieflande vorgeschlagen habe, hier oben deswegen nicht angebracht ist, weil das Eigenthum der kleinen Weingärtner niemals von dem der daran stoßenden Ackergrundstücke getrennt werden dürfte, so scheint mir hier ein vollständiges Halbpactverhältniß am Platze zu sein. Es könnte das ungefähr so geregelt sein. Die Gesellschaft überläßt das Eigenthum oder besser gesagt, den Nießbrauch der zum Weinbau sich eignenden Berghänge dem Eigenthümer des daran stoßenden Feldgrundstückes unentgeltlich, und zahlt ihm die Kosten für die erste Anlage der Weinpflanzung bis zum dritten Jahre. Von da ab trägt der Arbeiter die Kosten der Arbeit zu zwei Drittheilen. Mit andern Worten, in den ersten beiden Jahren erhält der Arbeiter den vollen Akfordlohn für seine Arbeiten im Weinberge, vom dritten Jahre ab nur den dritten Theil derselben. Der Ertrag gehört beiden Theilen zur Hälfte, doch kann die Gesellschaftshälfte von dem Kolonisten später gegen einen vorher festgesetzten Preis angekauft werden. Für eine Kolonisation unter solchen Bedingungen dürfte vielleicht auch die Dette

publique, die an der Ausbreitung des Weinbaues wegen der ihr zufallenden Weinststeuer das größte Interesse hat, und auch stets geneigt ist, für dieselbe größere Aufwendungen zu machen, sich bereit finden, unter gewissen Bedingungen eine Subvention zu gewähren.

Was nun aber das Porsakthal betrifft, so scheint mir eine Gesellschaft, die dieses Gebiet allein zur Kolonisation sich erwählt hat, ausschließlich auf die aus dem Verkauf der Grundstücke fließenden Einnahmen angewiesen zu sein. Da diese aber nur dann, wenn das Land unentgeltlich oder zu einem äußerst billigen Preise erworben worden ist, einen lohnenden Gewinn versprechen, so sehe ich, für den Fall, daß diese Voraussetzung sich nicht erfüllt, nur einen Weg, der zum Ziele führt: die Uebernahme der Kolonisation durch die anatolische Eisenbahngesellschaft selbst. Denn diese würde durch die Vermehrung ihrer Frachten und der Personenpassagen so große Vortheile erzielen, daß sie sich bei dem Parzellirungsgeschäft auch mit einem geringeren Gewinn, ja selbst mit einem Aufgehen der Einnahmen in den Ausgaben begnügen könnte.

Diese Gesellschaft, deren Aktionäre größtentheils Deutsche und deren oberste Beamte alle von deutscher Nationalität sind, würde sicherlich bei der Inangriffnahme einer Kolonisation sich auch von deutsch-nationalen Gesichtspunkten leiten lassen und es prinzipiell vermeiden, irgend welche Einwanderer anderer Abstammung zwischen die deutschen Kolonisten zu setzen.

Die anatolische Eisenbahngesellschaft, die übrigens auch ebenso gut die Besiedelung der beiden anderen, oben näher bezeichneten Gebiete in die Hand nehmen könnte, hätte vor anderen Gesellschaften den weiteren Vortheil, daß sie über eine Anzahl mit den dortigen Verhältnissen vertrauter Beamten verfügt, denen sie die einleitenden Schritte, insbesondere die schwierige, für einen Fremden vollständig unmögliche Aufgabe des Landankaufs übertragen könnte, und die den Einwanderern späterhin vermöge ihrer Landeskenntniß, auch ohne daß sie bei der Kolonisation selbst in offizieller Stellung thätig wären, mit Rath und That beizustehen im Stande wären. In einigen von ihnen würde die Gesellschaft auch sofort geeignete Kolonialbeamte finden. So erinnere ich mich beispielsweise eines in der Türkei geborenen, aber von deutschen Eltern stammenden Stationschefs, der nicht nur türkisch,

deutsch, französisch, griechisch und wenn ich nicht irre, auch armenisch spricht, sondern vor allem auch ein ungemein reges Interesse an den wirthschaftlichen Verhältnissen des zu seiner Station gehörigen Gebietes — eines der wichtigsten an der ganzen Bahn — zeigte, und durch allerhand Anregungen und Erleichterungen bei der Verfrachtung die Landleute zur Benutzung der Bahnfracht zu veranlassen, in eifrigster Weise bemüht war. Einen besseren Kolonialdirektor gerade für dieses im Tiefland liegende Gebiet wäre es unmöglich ausfindig zu machen.

Schließlich aber scheint mir für die Inangriffnahme der Kolonisation durch die Eisenbahngesellschaft der Umstand in ausschlaggebender Weise zu sprechen, daß diese weit eher in der Lage ist, die türkische Regierung zu Konzessionen in dieser Frage zu veranlassen, als irgend eine neugebildete Gesellschaft. Denn sie hat einmal durch die von ihr erzielten wirthschaftlichen und finanziellen Erfolge sich ein gewisses Ansehen und Zutrauen in der Türkei errungen und sie ist zum zweiten im Stande, der Regierung mancherlei Äquivalente für Konzessionen in der Kolonisationsfrage anzubieten. Gerade in der Gegenwart schweben zwischen ihr und der Regierung Unterhandlungen über die Fortsetzung des Baues der Eisenbahn über Angora hinaus. Die Regierung wünscht aus militärischen Gründen diese Linie über Sivas fortgesetzt zu sehen, während die Gesellschaft aus wirthschaftlichen Gründen die Fortführung der Bahn nach Kaifarieh vorziehen würde, namentlich dann, wenn die Regierung sich nicht mehr bereit finden ließe, wie bisher, eine Einnahmegarantie von 15 000 Frs. per km, sondern nur eine solche von 12 000 Frs. zu gewähren.

Hier also wäre die beste Gelegenheit für die Gesellschaft, durch Nachgiebigkeit in den schwebenden Streitfragen die Bereitwilligkeit der Regierung für eine deutsche Kolonisation zu gewinnen.

Denn diese muß unbedingt vorhanden sein, soll das Werk begonnen werden. Die Idee, die man wohl hin und wieder aussprechen hört, man könne die Geschichte auch ohne direkte Einwilligung der Regierung sozusagen heimlich machen, ist eine grundverkehrte, niemals ausführbare Idee. Chitanen seitens der Lokalbeamten wird man auf alle Fälle zu gewärtigen haben; sie gingen aber ins Ungemeffene, erführen

die Beamten, daß die Regierung von der ganzen Sache nichts wissen will.

Was vielmehr von der Regierung zu fordern wäre, um das Unternehmen gedeihlich zu machen, wäre Folgendes:

1. Erlaubniß, geschlossene Gemeinden mit eigener, möglichst autonomer Gemeindeverwaltung und insbesondere eigener Polizei zu errichten, unbeschadet natürlich der Autorität der höheren Behörden.

2. Steuerfreiheit der Kolonisten auf 10 Jahre.

3. Nach Ablauf der Freijahre Feststellung eines Pauschquantums, den die Gesamtheit der Kolonisten, bezw. für diese die Gesellschaft, an Stelle des Zehnten und der Grundsteuer zu entrichten hätten.

Abgesehen von diesen Zugeständnissen, von denen das erste und dritte zur Vermeidung von Konflikten zwischen den türkischen unteren Behörden und den Kolonisten ganz unerläßlich wären, sind als wünschenswerth noch folgende zu bezeichnen:

4. Unentgeltliche Ueberlassung größerer zusammenhängender Flächen zur freien Verfügung der Gesellschaft und ohne die Einschränkungen des Gesetzes von 1856.

5. Befreiung der Kolonisten von der Militärsteuer auf 10 Jahre.

6. Zollfreie Einfuhr der für die erste Einrichtung der Einwanderer bestimmten Gegenstände.

7. Erlaubniß zur Ausprägung größerer mit der steigenden Einwanderung wachsender Summen von Kleingeld.

Die Unterstellung der Kolonisten unter türkisches Recht und Gericht wird nicht zu umgehen sei; sie hat aber, glaube ich, keine Bedenken, da bei einer etwa drohenden Rechtsbeugung der Kolonist in der Gesellschaft stets einen genügenden Rückhalt finden würde. Sehr wünschenswerth wäre es aber außerdem, wenn, für den Fall daß die Kolonisation in der That in Angriff genommen wird, die deutsche Regierung in Eskishehr ein deutsches Konsulat errichten würde.

Eine unter solchen Bedingungen durch die anatolische Eisenbahngesellschaft durchgeführte Besiedelung der in der Nähe ihrer Linie liegenden Gebiete würde schon einen recht beachtenswerthen Anfang einer deutschen Kolonisation in Vorderasien bedeuten.

Aber doch immer nur einen Anfang! Nicht Hunderte und Tausende, nein, Millionen von Kolonisten können noch in den



weiten Länderstrecken der Türkei eine zweite Heimath finden. Wird aber die türkische Regierung sich bereit finden, zu einer Kolonisation in so großem Umfange ihre Hand zu bieten? Meiner Ueberzeugung nach nur dann, wenn sie durch politische Gegenleistungen für diese Preisgabe ihres Landes an fremde Unternehmungskraft entschädigt wird. Eine solche wäre aber das Deutsche Reich sehr wohl in der Lage, der Türkei zu gewähren: die Garantie der Integrität ihres Gebietes gegenüber fremden Angriffen. Für die Türkei wäre das sicherlich die werthvollste Gegenleistung, die sie auf politischem Gebiet überhaupt empfangen könnte, ungleich werthvoller noch als die ihr von England für die Ueberlassung von Cypern gemachten Versprechungen, für das Deutsche Reich aber läge ein doppeltes Interesse, ein staatspolitisches und ein wirthschaftliches, vor, mit der Türkei ein derartiges Bündniß einzugehen.

Ein staatspolitisches, denn für das Deutsche Reich würde es die stärkste Gefährdung der herrschenden Stellung bedeuten, die es seit 1870 im europäischen Konzert einnimmt, wenn entweder Rußland oder England noch weitere Theile des türkischen Reiches an sich reißen oder in eine irgendwie geartete Abhängigkeit bringen würden.

Ein wirthschaftspolitisches, denn gegenüber dem immer engeren Abschluß Amerikas und Rußlands gegen europäische Manufakturen und dem drohenden Zusammenschluß Englands und seiner Kolonien zu einer wirthschaftlichen Einheit erscheint für das Deutsche Reich die einzig richtige Politik die der Handelsverträge mit dem außerrussischen Europa und Asien und die schließliche Erweiterung derselben zu einem eigentlichen Zollbunde. Die Nothwendigkeit, die auch für die übrigen europäischen Staaten besteht, den gleichen Weg zu verfolgen, wird ihre Bedenken gegen eine deutsche Politik, welche mit diesen handelspolitischen Abmachungen zugleich jenes oben angedeutete Vertragsverhältniß verbindet, zurückzudrängen vermögen und damit die Gefahr beseitigen, daß aus diesem Vertragsverhältniß mit der Türkei unser freundschaftliches Verhältniß zu den beiden anderen Dreibundsmächten eine Erschütterung erleiden möchte.

Gelingt es dem Deutschen Reich, unter Bewahrung der Freundschaft mit Oesterreich und Italien, an welcher unter allen Umständen festzuhalten die politische Lage Europas zweifellos

fordert, den Strom seiner Auswanderung in die fruchtbaren Gebiete der Türkei zu lenken und mit dieser eine engere zollpolitische Verbindung zu erlangen, so würde damit die ganze wirthschaftliche und damit auch politische Zukunft Deutschlands auf eine ungleich breitere und festere Grundlage gestellt werden, als wenn das gegenwärtige Abströmen hunderttausender von Landsleuten und Millionen von Kapitalien in Länder fortbauert, deren wirthschaftsfeindliche Haltung uns gegenüber von Jahr zu Jahr zunimmt. Alle die ungeheuren Vortheile, die England aus den engen wirthschaftlichen Verbindungen mit seinen amerikanischen, australischen und indischen Kolonien zieht, würden, wenn auch nicht in gleichem Umfange so doch in gleicher Art, Deutschland aus einer Kolonisation der Türkei, ungeachtet der politischen Unzusammengehörigkeit beider Länder, erwachsen, falls nur durch Verträge die volle wirthschaftliche Ausnutzung dieser Kolonisation, insbesondere der ungehinderte Austausch der Rohprodukte und Manufakta uns gesichert bleibt. So bedeutete die Ablenkung der deutschen Auswanderung in die zollverbündete Türkei für uns einen zweifachen Gewinn: die Schwächung unsrer wirthschaftlichen Gegner durch Entziehung des Kräftezuflusses, der bisher am allermächtigsten zu ihrer rapiden Entwicklung beigetragen hat, und zugleich eine Stärkung der eigenen Macht.

Die ungeheure wirthschaftliche Kräftigung, die die Schaffung eines großen, das außerrussische Europa und alle dazu gehörigen gegenwärtigen und zukünftigen Kolonien umfassenden Zollbundes und die Gründung großer Ackerbaukolonien innerhalb dieses Gebietes für die zollverbündeten Staaten im Gefolge haben würde, insbesondere die dadurch geschaffene Sicherheit des Absatzes ihrer Industrieprodukte würde aber weiterhin noch eine unabweisbar wichtige Folge haben. Sie würde die leichtere Möglichkeit der Lösung der sozialen Frage innerhalb dieser Gebiete — ebenso wie innerhalb der beiden großen angelsächsischen Wirthschaftsgebiete ermöglichen. Denn wie eine solche auch immer ausfallen möge, sie wird in jedem Falle eine Erhöhung der Produktionskosten für den Unternehmer zur Folge haben. Er wird dieselben aber ertragen können, wenn er innerhalb eines großen Gebietes gegen auswärtige Konkurrenz so gut geschützt ist, daß er auch das vertheuerte Produkt mit Vortheil absetzen

zu können sicher ist, und wenn er die Gewißheit hat, daß alle Produzenten innerhalb dieses Gebietes die gleichen durch die internationalen oder besser gesagt interföderalen Abmachungen der Industrie auferlegten, und in ihrer Durchführung mittelst Androhung zollpolitischer Nachteile gesicherten sozialpolitischen Lasten zu tragen haben.

So wird das Streben nach Association, das in unserem Jahrhundert wie die Einzelnen so auch die Völker beherrscht, schließlich auch zur Lösung der brennendsten Frage der Gegenwart führen. Die wichtigste Rolle für uns Deutsche wird bei dieser Entwicklung aber die Frage spielen, ob wir es rechtzeitig verstanden haben, uns innerhalb dieses Associationsgebietes die Möglichkeit einer vollen Verwerthung unserer überschüssigen Menschen- und Kapitalkräfte zu sichern.

## Urtheile über die im gleichen Verlage von demselben Verfasser erschienene Schrift:\*) „Brasilianische Wirthschaftsbilder“.

Was der Afrikareisende für die Völkerkunde jenes Erdtheils zu leisten pflegt, das leistet der Verfasser für die Wirthschaftskunde desjenigen Theils von Brasilien, auf welchen die Aufmerksamkeit der deutschen Leser vorzugsweise gerichtet ist. — Die Erzählung der harten Arbeit als Anfiedler ist von einer merkwürdigen Frische, man bleibt in der lebhaftesten Spannung und nimmt, wie bei einem Roman den herzlichsten Antheil an den freudigen und schmerzlichen Ereignissen. Mehr Lokalfarbe in der Schilderung ist gar nicht denkbar. Alles ist bis zur Greifbarkeit anschaulich und das ganze Werk wimmelt förmlich von vorzüglichen Beobachtungen über Natur und Menschheit. — Die Darstellung der Verhältnisse in der Provinz São Paulo nimmt einen ganz andern Ton an. Es kommt zur Geltung, daß der Verfasser als Jurist ein feines Verständnis für Verfassungsformen im Gebiete der Industrie hat. Im Ganzen liest sich das Buch sehr leicht, und während es im ersten Theil die Anschauung des Lesers in angenehmer Weise bereichert, regt es im zweiten Theil zum ernstesten Nachdenken an. Es ist zugleich durchaus originell, in den wichtigsten Punkten von den hergebrachten Meinungen abweichend, frei von aller Schwärmererei, ganz und gar nicht akademisch, aber durch und durch lehrreich.

(Prof. Knapp in Schmollers Jahrbuch.)

Dieses Buch hat einen großen Vorzug vor allen andern bis jetzt erschienenen Arbeiten über Brasilien dadurch, daß es das Leben und die Mühsale eines Urwaldkolonisten von Beginn der Ansiedelung an schildert. Die meisten Anfiedler haben weder Zeit noch die nöthige Bildung um die Kolonisation von Anfang an in allen ihren mannigfachen Beziehungen schildern zu können; der Verfasser aber, welcher wirthschaftliche Fragen stets mit wissenschaftlicher Gründlichkeit behandelt hat, hat auch seine Art der detaillirten Behandlung national-ökonomischer Fragen auf die Beschreibung der Urwaldkolonisation übertragen und mit besonderem Erfolge. Durch gründliche Studien vorbereitet, gewann er in überraschend kurzer Zeit einen Ueberblick über die Wirthschaftsmethode der Anfiedler, die Thätigkeit des Hamburger Kolonisationsvereins von 1849, welche er vielfach kritisiert, und war auch in der Lage, seinerseits Rathschläge zur Abstellung jener Hindernisse, welche ein Aufblühen der Kolonie in der letzten Zeit verhindert haben, zu machen. Ein anderer Theil beschäftigt sich mit den Kolonien São Bento Blumenau, Brusque, der Provinz Parana, und ganz besonders mit der Provinz São Paulo, welche der Verfasser durch mehrmonatliche Reisen kennen gelernt hat. Er weist in seinem Buche nach, daß die Abneigung gegen die Provinz, welche den deutsch-brasilianischen Kolonisationsbestrebungen so gewaltigen Schaden zugefügt hat, heute nicht mehr bestehen solle, daß unter den ganz veränderten Bedingungen der Jetztzeit eine deutsche Kolonisation der reichen Provinz von Erfolg begleitet sein müßte. (Deutsche Kolonialzeitung.)

Dieses umfangreiche Werk von mehr als 500 Seiten verdient eingehendste Beachtung, denn es ist von einem vorurtheilsfreien, wahrheitsliebenden und gebildeten Manne verfaßt, der nach eigener gründlicher Beobachtung im südlichen Brasilien einer wichtigen deutschnationalen Frage zu klarer Erledigung verhelfen will: Der Frage nach dem Werth oder Unwerth deutscher Auswanderung nach demjenigen Theile der großen Republik Brasilien, welcher nicht durch tropisches Klima die Gesundheit des deutschen Anfiedlers gefährdet. — Den Schluß des Ganzen bildet eine besonders willkommen zu heißende, mehr als ein Drittel des Werkes füllende Darlegung über die Provinz São Paulo, auf deren wirthschaftliche Erforschung der Verfasser volle vier Monate verwenden konnte. Gerade diese Südpromovinz war wider Gebühr verlästert als schon „tropisches Land“, weil sie in der That vom Wendekreis durchzogen wird. Der Verfasser zeigt aber, wie der ganz überwiegend in beträchtlicher Seehöhe gelegene Landraum von São Paulo sich eines herrlichen gesunden Klimas erfreut, und entwirft ein getreues, abermals durchaus nicht optimistisches Bild vom Fortschritt des dortigen Landbaues, Gewerbes und Handels.

(Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung.)

Der Verfasser hat sich in Brasilien selbst als Kolonist versucht und schildert jene dortigen Erfahrungen so gewandt und packend, daß man sich einen durchaus klaren Einblick in jene exotischen Verhältnisse verschaffen kann. In frischer lebhafter Darstellung läßt er die einzelnen Phasen in dem abwechselungsreichen und anstrengenden tropischen Farmerleben an unseren Augen vorbeiziehen. Nur Selbsterlebtes theilt

der Autor mit, vom Ausroden des Urwaldes angefangen bis zum Erbauen des Blockhauses. Er hat einen scharfen Blick für die gesammten Kulturverhältnisse des Landes und berücksichtigt neben Ackerbau, Viehzucht, Handwerk auch das häusliche und geistige Leben des Halbkulturvolks, in dessen Mitte er die eigene Scholle bebaut hat. Außerdem ertheilt er Rathschläge über Lebensweise, Kleidung, das Verhalten bei klimatisch und sanitätschen Plagen, die in Brasilien bekanntlich nicht selten sind, über die Behandlung der Arbeiter, den Verkehr mit den Eingeborenen u. s. w. Jedenfalls ist das Werk für weitere Kreise in kulturgeschichtlicher Beziehung von großem Interesse, für deutsche Auswanderer aber, welche unter dem Sternenbanner der jüngsten Republik sich ein neues Heim gründen wollen, ganz unentbehrlich.

(Deutsches Tageblatt.)

Das umfangreiche Werk enthält eine erstaunliche Menge wirthschaftlich interessanter Mittheilungen aus Brasilien, also einem Lande, das gegenwärtig auch in politischer Beziehung in Folge der Vertreibung des Kaisers Dom Pedro das Tagesinteresse beansprucht. Was Dr. Kaerger hier bietet, das sind die Erlebnisse und Forschungen eines Reisenden, dessen Auge für wirthschaftliche Vorgänge und Verhältnisse besonders geschärft ist, so daß wir seinen Ausführungen Vertrauen schenken dürfen. Das vorliegende Werk, ein Produkt vieler mühevoller Arbeiten und Studien, ist somit auch im hohen Grade geeignet, Auswanderern nach Brasilien mit werthvollem Rathe an die Hand zu gehen, wie es andererseits Jedermann von Nutzen ist, der sich über die wirthschaftlichen Verhältnisse der neugeschaffenen Republik im Süden Amerikas interessiert.

(Leipziger Tageblatt.)

Das Werk trifft insoweit das richtigste und glücklichste Mittel nach beiden Seiten hin, als es weder für die Auswanderung plaidirt, noch dagegen spricht, sondern einfach jenen, die nun einmal zum Auswandern um jeden Preis entschlossen sind, in ehelicher und ungeschminnter Weise sagt, was sie in den für die Auswanderung zunächst in Betracht kommenden brasilianischen Sübprovinzen zu erwarten haben. — Der Auswanderung nach Brasilien ist also Alles in Allem genommen auch in diesem Buche nicht das Wort geredet. Wer sich aber trotzdem von dem einmal vorgefaßtem Plan nicht abbringen läßt, der lege sich vor dem Verlassen des heimatlichen Bodens diese „Brasilianischen Wirthschaftsbilder“ bei, er wird manchen Freundesrath darinnen finden, zu einer Zeit, da jeglicher andere Freundeswille längst außer Stande gesetzt ist, ihm zu helfen.

(Hamburger Nachrichten.)

Unter diese wirkliche unheimlich geistige Dede der deutschen Literatur über Brasilien tritt Herr Dr. Karl Kaerger mit seinen „Brasilianischen Wirthschaftsbildern“ wie ein Meteor, vor dessen Lichtstrahlen alles andere schwindet. — Der Werth dieses Buches ist nach zwei Richtungen hin ein ganz eminenten. Alles was der Verfasser erzählt und schildert, stützt sich auf eigene, an Ort und Stelle gemachte Beobachtungen und dabei hält der Verfasser sich so streng an die Wahrheit, daß er rücksichtslos und ohne Ansehen der Personen die Dinge so schildert, wie sie liegen. — Kaergers Buch ist ungeheuer frisch und anregend geschrieben. Es fesselt die ganze Aufmerksamkeit des Lesers, verlangt stellenweise ein sorgfältiges Studium und gewährt auch in vielerlei Beziehungen einen angenehmen geistigen Genuß, denn Kaerger weiß die Feder meisterlich zu handhaben und seine Schilderungen über sein Kolonistenleben im Urwald sind wahre Kabinettstücke. Unter den Kreisen der berufsmäßigen deutschen Brasilschriftsteller wird es zwar Schrecken und Entsetzen hervorrufen, weil es so ziemlich alles als unwahr hinstellt, was bisher über Dona Franziska in Broschüren gesagt worden ist, aber das erhöht nur seinen Werth, denn nur mit der nackten Wahrheit ist uns gedient.

(Reform, deutsche Zeitung in Joinville, Kolonie Dona Franziska in Brasilien.)

Sein Buch ist im Uebrigen auch für Jeden, der in solche Gegenden wie Brasilien oder Paraguay auswandern will, von höchstem Werth. Insbesondere über den Anbau der verschiedensten Kulturpflanzen, den möglichen Viehzuchtbetrieb, die Arbeits- und Verwaltungsverhältnisse, das Klima, die Beschwerlichkeiten des Lebens und die Gesundheitsverhältnisse Brasiliens giebt es die genaueste Auskunft.

(Schlesische Zeitung.)

Die Zustände der Provinz São Paulo sind auf Grund eigener Anschauung, sicherer Erkundigungen und offizieller Aktenstücke sehr anschaulich dargestellt. Ueberhaupt hat der Verfasser eine reiche Fülle von naturhistorischem, statistischem und anderem interessanten Material veröffentlicht, welches zur Vervollständigung und theilweisen Berichtigung des bekannten Werkes von Semler dienen kann.

(Hamburgischer Korrespondent.)

## Beurtheilungen von desselben Verfassers: Tangaland und die Kolonisation Deutsch-Ostafrikas.

Der Verfasser welcher sich zunächst juristischen und volkswirtschaftlichen Studien gewidmet und später längere Zeit hindurch in Brasilien das Leben des Anjädlers praktisch kennen gelernt hat ist durch seine „Brasilianische Wirtschaftsbilder“ sowie durch seine Schrift über die Sachfengängerei weiteren Kreisen bekannt. Seine Ausführungen über die Arbeiterfrage, die Verkehrsmittel, die Handelsverhältnisse, die Erlernung der Sprache, die Wirtschaftsmethoden, Viehzucht, die Einführung neuer Kulturen, die Verbesserung der alten verdienen volle Beachtung und werden in vieler Beziehung anregend wirken. Von besonderem Interesse sind seine Vorschläge zur Förderung des Handels der Kolonie mit dem Mutterlande. (Umtl. Kolonialblatt.)

Dr. Kaerger hat seine Erfahrungen in einer Art Monographie niedergelegt, die insofern einzig ihrer Art ist, als sie auf Grundlage der Kenntniz eines bestimmten Gebietes Vorschläge zur größeren Kolonisation macht die von eingehendem Verständniß der Verhältnisse und ausgebreiteter national-ökonomischer Durchdringung des Stoffes zeugen. Keiner der sich eingehender mit kolonialen Fragen beschäftigt, sollte dieses ideenreiche Buch ungelesen lassen. (Deutsche Kolonialzeitung.)

Die Schrift lieft sich sehr gut und wirkt nach jeder Richtung anregend auf den Leser, ganz davon zu schweigen, daß sie auf jeder Seite die reichste Belehrung bietet. Ueberall bewährt sich auch hier die so oft schon anerkannte Fähigkeit des Verfassers, scharf zu beobachten und das Gesehene in wenigen Zügen aufs anschaulichste darzustellen. Auffallend bleibt es, wie in Deutschland ein Schriftsteller, der stets aus eigener Erfahrung redet und so unterhaltend und anregend schreibt, bisher nicht mehr Beachtung hat finden können. Möchte das vorliegende Werk ihm die Wege bahnen. (Deutsche Literaturzeitung.)

Aus der immer noch wachsenden Fluth bald wohl-, bald übelwollender Erörterungen über unsere Kolonien und ihre Verwertung ragt eine nur geringe Zahl von Erscheinungen höherer Bedeutung hervor. Eine erfreuliche Vermehrung dieser festen Stützpunkte ist das vorliegende Werk. Mögen im einzelnen Kaergers Vorschläge Widerspruch finden: das Wesentliche ist die Vereinigung ruhig nüchternen Erkenntniß der Thatfachen mit idealem Schwung und hohen Zielen. Das ist die Art die auch in unseren Kolonien zu Erfolgen führen wird. (Schmollers Jahrbuch.)

Das Werk enthält eine Fülle von Anregungen, die hoffentlich dazu beitragen werden in allen Kreisen, die sich für die Kolonisation Deutsch-Ostafrikas interessiren eingehendere Erörterungen herbeizuführen. Wir können den genannten Kreisen das Studium der Kaergerischen Arbeit dringend empfehlen. (Export.)

Der Verfasser hat bereits früher eine werthvolle Schrift über die Kolonisations- und Wirtschaftsverhältnisse Südbrasilien nach Studien an Ort und Stelle veröffentlicht. Seine Erfahrungen giebt er in wohlthuend gegenständlicher Art in vorliegender Schrift, die ein vollständiges kolonialpolitisches und kolonisationsstechnisches Programm für Ostafrika enthält. Ueberall sucht Dr. Kaerger den Mittelweg zwischen Kolonialschwärmerei und Pessimismus à la Hamberger. (Globe.)

Viele von Dr. Kaerger erörterte wirtschaftliche Fragen, wie über die Leitung des Handels und über Förderung der Production von seiten der Kolonialverwaltung, sind als Gegenstand von weitergreifenden Wichtigkeit nicht nur in Bezug auf Gesamtostafrika von Belang. Es dürfte zu erwarten sein, daß Kaergers Rath auch das Gehör von Unternehmern findet. Nach allen Seiten hin würden letztere in seinem inhaltsreichen, durchaus praktischen Buche Anleitung empfangen, da dieses zweifellos zu den lehrreichsten literarischen Erzeugnissen gehört, welche von der heutigen Kolonialbewegung veranlaßt worden sind. (Austland.)

Dieses Buch fällt dadurch eine Lücke aus, als es auf der vorhandenen Basis mit einer Reihe neuer Vorschläge kommt, die zu größtem Theil ungenutzt sind, alle aber von dem reichen Wissen des Autors und genauer Durchdringung des Stoffes Zeugniß ablegen. (Leipziger Zeitung.)

Unter den Werken, welche über Deutsch-Ostafrika in der letzten Zeit erschienen sind, nimmt das vorliegende das Interesse eines jeden, der sich mit Kolonialpolitik beschäftigt in hervorragendem Maße in Anspruch. Die wissenschaftliche Ausrichtung des Verfassers und die Vorbildung welche eine Studienreise in Brasilien und eine afrikanische Thätigkeit bildete, geben seinen Mittheilungen und Darlegungen, seinen Ansichten und seinen Vorschlägen ein um so größeres Gewicht, als der Leser aus dem Werte die Ueberzeugung gewinnt, daß Dr. Kaerger mit seinem unermüdeten, consequente Arbeit gerichteten Sinn, fern von jeder Voreingenommenheit die Verhältnisse prüft. (Danziger Zeitung.)

BIBLIOTEC A  
CENTRAL A

VERIFICAT